Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Krane, Fr. von, Reiter und Jäger. Eine Erzählung in drei Büchern. 3 Bände. 8. 3 Thlr.

— — Aus der Säbeltasche eines alten Kavalleristen. Erzählungen. 8. 2 Thlr.

Holtei, Karl von, Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.

Hüttig, Otto, Nachklänge aus den hinterlassenen Papieren des Sanitätsrathes Dr. Karl Wilhelm Junge. 8. . . . . 1¾ Thlr.

Gesammt-Ausgaben.

Holtei, Karl von, Erzählende Schriften. 37 Bände. Gesammtpreis brosch. 11 Thlr. 12 Sgr.

Hieraus einzeln: Kriminalgeschichten. 6 Bände. 2 Thlr. — Noblesse oblige. 3 Bände. 1 Thlr. — Die Vagabunden. 3 Bände. 1 Thlr. — Christian Lammfell. 5 Bände. 1¼ Thlr. — Ein Schneider. 3 Bände. 1 Thlr. — Die Eselsfresser. 3 Bände. 1 Thlr. — Kleine Erzählungen. 5 Bände. 1⅔ Thlr. — Vierzig Jahre. 6 Bände. 4 Thlr. — Der letzte Komödiant. 3 Bände. 1 Thlr. —

Mügge, Theodor, Romane. 33 Bände. à 15 Sgr. 16 Thlr. 15 Sgr.

Hieraus einzeln: Der Chevalier. 3 Bände. 1½ Thlr. — Toussaint 5 Bände. 2½ Thlr. — Erich Randal. 4 Bände. 2 Thlr. — Afraja. 3 Bände. 1½ Thlr. — Tänzerin und Gräfin. 3 Bände. 1½ Thlr. — Die Vendéerin. 2 Bände. 1 Thlr. — Weihnachtsabend. 15 Sgr. — Arvor Spang. 2 Bände. 1 Thlr. — Verloren und gefunden. 2 Bände. 1 Thlr. — Die Erbin. 15 Sgr. — Der Voigt von Sylt. 2 Bände. 1 Thlr. — Der Majoratsherr. 15 Sgr. — König Jakob's letzte Tage. 15 Sgr. — Der Prophet. 3 Bände. 1½ Thlr.

See, Gustav vom, Gesammelte Schriften. 18 Bände. Gesammtpreis 9 Thlr.

Hieraus einzeln: Vor 50 Jahren. 3 Bände. 2 Thlr. — Die Egoisten. 4 Bände. 2⅔ Thlr. — Herz und Welt. 3 Bände. 2 Thlr. — Rancé. 3 Bände. 2 Thlr. — Zwei gnädige Frauen. 3 Bände. 2 Thlr. — Die Belagerung von Rheinfels. 2 Bände. 1⅓ Thlr.

Der Kapitän.

Erlebnisse eines westfälischen Edelmannes.

Herausgegeben

von

Fr. v. Krane.

Zweiter Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1874.

Zbiory Specjalne
9530
92
„Zbiory Śląskie"

Erstes Kapitel.

Auf hohem Meere. — Geschichte einer Soubrette von der großen Oper zu Paris.

An Bord der Rose von Bremen, in der Höhe von Brest, den 12. Mai 1799.

Ein Druck der Hand, der durch das Leben schüttert
Und eines Blickes Trunkenheit;
Ein Feuerkuß, der von der Lippe zittert:
Giebt wahre Himmelsseligkeit.
Ein Blick der Liebe, aus dem die Seele blickt,
In dem ein Engel sich verklärt;
Ein süßer Wink, den die Geliebte nickt:
Ist tausend dieser Erden werth!

Wie die Rose blüht sie,
Wenn der Morgen thaut;
Wie die Flamme glüht sie,
Wenn der Abend graut;
Wie ein Sternpaar blickt sie,
Das im Dunkeln blinkt;
Wie die Well' erquickt sie,
Die der Durst'ge trinkt.

Wie oft, wenn ich sie innig küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
„Wie, wenn ich sie verlassen müßte?"
Und heimlich folgten Thränen nach.

Funchal auf Madeira, den 10. Juni 1799.

Wir wurden im Kanal mehrmals von englischen Kriegsfahrzeugen angehalten. Durch die Offiziere, welche unsere Papiere zu prüfen an Bord kamen, erfuhren wir, daß Bordeaux blokirt sei. Unser Superkargo hatte das allerdings befürchtet, dennoch war er über die Nachricht sehr mißgestimmt, indem er nunmehr auf Einkäufe französischer Weine, von denen namentlich Champagner und Claret in Ostindien sehr begehrt sind, entweder ganz verzichten oder sie aus zweiter Hand in Oporto kaufen mußte, wodurch die Preise sich wesentlich erhöhen werden.

In Oporto lagen wir fast vierzehn Tage vor Anker, in denen Herr Winkelsett sehr beschäftigt war, französische Weine zu soliden Preisen anzukaufen, und der Kapitän Schutter, sie verladen zu lassen. Wir verlebten dort angenehme Tage und waren auch nicht völlig geschäftslos, indem wir uns dort mit einer Garderobe versahen, wie sie den Tropengegenden angemessen ist.

Meine schöne Adelheid machte, wo wir uns sehn ließen, an der Wirthstafel unsers Hôtels, auf den Promenaden und im Theater, allgemeines Aufsehen. Ihre Größe, welche die der portugiesischen Damen so gewaltig überragt (Adelheid geht mir, der ich mich doch einer Länge von fünf Fuß und zehn Zoll erfreue, genau bis zum obern Rande des Ohr's),

die Pracht ihrer blonden Locken und die rosige Frische, Weiße und Feinheit ihres Teints sind dort seltene Schönheiten. Ich bin nicht verliebter Narr genug, um zu behaupten, daß Adelheid in Zartheit der Haut mit der schönen Welserin hätte konkurriren können, von der behauptet wird, man habe den Rothwein durchschimmern sehn in dem Moment, wenn er durch ihren Schwanenhals glitt; so viel weiß ich indeß gewiß, daß meine Frau, in einem duftigen Kleide von naturfarbner Seide, mit hellblauem Atlas garnirt, mit einer weißen Kamelie im Haar, und das rosige Engelsköpfchen von einem schwarzen Schleier umwölkt, von hinreißender Schönheit war.

Ich sah zufällig ein Miniaturportrait auf Elfenbein, welches mit ausgezeichneter Zartheit ausgeführt war und dennoch den Eindruck der Portraitähnlichkeit und höchst gelungener Auffassung des Charakters machte. Ich ruhte nicht, bis ich Adelheid bestimmt hatte, dem Meister João Lobo Matta zu sitzen, und war demnächst glücklich über das vollendet schöne Bild, welches ich erhielt. Mein Schreck über den Preis, welchen mir der Künstler abforderte, war allerdings auch nicht gering. Da ich das Honorar nicht vorherbedungen hatte, so mußte ich schweigen und zahlen. Ich wagte nicht einmal, meiner Frau, als sie nun auch mein Bild von der Hand desselben Meisters zu besitzen wünschte, die Summe zu nennen,

welche es kosten werde, und fand sonst keinen Vorwand, ihr diese so natürliche Bitte abzuschlagen.

Als wir auf der Reise von Oporto hierher unsere Kasse überzählten, waren wir trostlos über unsere Verschwendung. Wir hatten die Summe, welche wir für unsere Garderobe und für unsere Vergnügungen ausgeben wollten, vorher festgestellt; wie wenig hatten wir uns daran gebunden und wie gewaltig hatten wir sie überschritten! Wir beschuldigten uns nicht etwa gegenseitig der Verschwendung, sondern jeder klagte voll Aufrichtigkeit sich selbst der schlechten Wirthschaft an, wozu er den andern verleitet hatte. Wir faßten die bestimmtesten Vorsätze, bessere Rechenmeister zu werden, und in der Folge allemal an den Stand unserer Kasse und an unsere so äußerst schwankenden Aussichten für die Zukunft zu denken, ehe wir irgend einem Wunsche leichtfertig nachkämen.

Das Glück, dessen ich mich gegenwärtig erfreue, würde ein zu großes sein, könnte ich ohne Scham zurück und ohne Besorgniß vorwärts blicken. Wie schmerzlich aber ist mir das Andenken an die Vergangenheit! Tritt mein liebes altes Münster mit seinen Prachtthürmen, welche über den Laubkaskaden der Promenaden so stolz und zierlich in die Lüfte ragen, mir vor die Seele: sofort sehe ich den Galgen am Zwinger vor mir, von dem mein wohlgetroffenes

Brustbild mit Armsünderhemd und dem Galgenstrick im Glanz der Neuheit niederleuchtet. Und in welcher Nachbarschaft! Der fette, bleiche Mensch da neben mir war Zeughauptmann. Die Canaille betrog alle Welt und lief schließlich mit der fürstlichen Kasse, mit dem ärmlichen Schmuck und den mühsam ersparten Nothpfennigen seiner Frau zum Teufel, wobei er selbst die Sparkassen seiner fünf Kinder zu plündern nicht vergaß! Pfui Teufel!

Und nun die Zukunft? Sie liegt dunkel und drohend vor mir.

Ich bin vielmals im Begriff gewesen, mich Herrn de Vos zu nähern; demselben über meine Situation reinen Wein einzuschenken und um Aufschlüsse über das zu bitten, was ich in Batavia etwa zu erwarten habe. Wir sahen den Herrn bei allen Mahlzeiten im Salon und vielmals unter dem Zelte auf Deck. Er ist indeß wenig mittheilsam und sprach Anfangs fast nur über Gegenstände der Wissenschaft oder der Kunst; über Java schien er absichtlich zu schweigen. Diese Zurückhaltung und Kälte hatte mich zu keiner Annäherung kommen lassen. Seit wir hier in Funchal mit dem Professor ein treffliches Hôtel am Hafen bewohnen, hat er sich mehr an uns angeschlossen und mit uns Partien in das Innere der Insel unternommen. Indem er uns mit der Tropenwelt bekannt machte, hat er uns Blicke in den unermeßlichen Schatz seiner

Kenntnisse thun lassen, welche diese Ausflüge doppelt anziehend machten.

Den Kapitän und Herrn Winkelsett sehen wir nur bisweilen an der Wirthstafel. Gestern machte uns der letztere mit einer französischen Familie Creubec de Roncerоy bekannt, welche in unserm Schiff die Reise nach dem Cap, vielleicht sogar nach Batavia, machen wird. Wir hatten dieselbe schon früher bemerkt, aber uns nicht veranlaßt gesehn, ihr näher zu treten.

Herr von Creubec, ein Mann von nicht dreißig Jahren, ist eine auffallend angenehme Erscheinung, von scharfgeschnittenen feinen Zügen, kleiner, jedoch äußerst proportionirter Figur, von einschmeichelnder Freundlichkeit und höchster Eleganz. Für unsern deutschen Geschmack ist der schwarzbraune Südfranzose zu unruhig, sein Auge zu unstät, seine Sprache zu schnell und sein Gedankengang zu springend. Madame ist zweifelsohne bei Weitem älter, als ihr Herr Gemahl. Sie muß einmal recht hübsch gewesen sein. Durch ihre Toilette und durch eine angenommene Lebhaftigkeit thut sie das Möglichste, auch jetzt noch jugendlich zu erscheinen, was ihr indeß bei einem gewissen en bon point nicht mehr recht gelingen will. Man hört ihr sofort die Pariserin an. Sie spricht ungemein schnell und betont einzelne Sylben und Wörter außerordentlich scharf, während sie andere fast ganz verschluckt. Nebenbei hat sie in ihrem

ganzen Wesen etwas Exaltirtes und Gemachtes, was keineswegs für die Gewohnheit des Verkehrs mit der guten Gesellschaft spricht. Lebenslust und Gutherzigkeit scheinen indeß den Grundton ihres Charakters zu bilden. Sie singt, und besitzt, wie sie vielleicht mit zu großer Bescheidenheit sagt, einige Fertigkeit auf der Guitarre. Sie will sich hier eine Mandoline kaufen, welche zur Zither eine gute Begleitung abgeben soll.

Wieder hat eine nicht unbedeutende Ausgabe unsere kleine Kasse getroffen. Wir haben einen Menschen gekauft, sind Sklavenbesitzer geworden, oder, um mich genau auszudrücken, wir sind in den Mitbesitz einer Negerin getreten.

Adelheid und Frau v. Creubec, welche von Barcelona hierher gereist ist, haben die Erfahrung gemacht, daß die Unbequemlichkeit einer Seereise für Damen durch Mangel an weiblicher Bedienung außerordentlich erhöht wird. Ein Holländer, welcher seine kranke Gattin von der Capstadt in die Heimath bringen wollte, hatte diese in Funchal verloren. Er wünschte eine Sklavin, welche ihm bei Fortsetzung seiner Reise nur lästig sein konnte, zu verkaufen, und ließ sie uns zu einem für die vorzüglichen Eigenschaften derselben sehr niedrigen Preise anbieten. Sara ist jung, kann lesen und schreiben, spricht fertig Holländisch und ist eine katholische Christin. Sie ist von guter Figur und hat, bei kohlschwarzer Hautfarbe und enggekräuseltem Wollenhaar doch keineswegs die eigenthümliche

Kopf- und Gesichtsbildung, welche uns bei den Negern so häßlich erscheint, namentlich hat sie weder die eingedrückte Nase, noch die wulstigen Lippen. Sie zeigt sich sanft, behende, sehr anstellig und in den Dienstverrichtungen einer Kammerjungfer wohl erfahren. Allerdings wird der Frau v. Creubec der Verkehr mit Sara dadurch erschwert werden, daß weder sie noch Herr v. Creubec ein Wort Holländisch verstehn. Meine Adelheid hat versprochen, der Sara möglichst bald Französisch beizubringen.

Die Summe, welche Herr v. Creubec und ich dem Hölländer gemeinschaftlich für das Mädchen gezahlt haben, ist nicht unbedeutend, und derselben wächst noch das Geld für den Transport hinzu, das wir gleichfalls gemeinschaftlich zu tragen haben.

Zwischen den Wendekreisen, im August 1799.

In der letzten Zeit kommt die „Rose von Bremen" gar nicht mehr recht vorwärts. Nachdem wir tagelang hinter einander bei gänzlicher Windstille uns nicht von der Stelle bewegten, springt ab und zu einmal eine schwache Brise und nicht selten in einer Richtung auf, welche unserm Vorwärtskommen nicht eben förderlich ist. Wenn wir mit Hülfe derselben auch nur, wie die Pioniere gegen eine Festung, im Zickzack vorwärts kommen, was die Seeleute „laviren" nennen, so erfreuen wir uns dennoch der Fortbewegung, und verfallen

wieder in Mißmuth, wenn der sanfte Windeshauch nach wenigen Stunden wieder vollkommen entschlummert. Kapitän Schutter ist schlimmster Laune und reicht mit seinem starken Vorrath deutscher Flüche in niederdeutscher Mundart gar nicht mehr aus, so daß er darin die gewagtesten Anleihen bei allen schiffahrenden Nationen des Erdkreises macht. Sämmtliche Matrosen blicken mit Mienen des Zorns und der Verachtung gen Himmel, und Herr Winkelsett berechnet auf Heller und Pfennig, was seinem Hause jeder Tag dieser hingeduselten Zeit kostet.

Wir Anderen arbeiten dem Mißmuth und der Langeweile nach Kräften entgegen. Adelheid und ich haben uns eine bestimmte Zeiteintheilung gemacht, mit deren Hülfe wir jene Feinde uns möglichst fern halten. Morgens nach dem ersten Frühstück studiren wir gemeinschaftlich Holländisch, Englisch und Javanisch. Nach dem zweiten Frühstück, das gemeinschaftlich unter dem Zelttuch des Verdecks eingenommen wird, halten wir eine Siesta. Dann treiben wir Lektüre. Wenn Adelheid vorliest, schnitze ich, und während ich vorlese, näht Adelheid an ihrer Ausstattung, wobei ihr Sara mit guten technischen Kenntnissen für dieses Fach behülflich ist. In dieser Zeit pflegt uns Frau v. Creubec zu besuchen, während ihr Herr Gemahl mit Herrn Winkelsett Piket spielt. Wir lesen ihr zu Liebe sodann Französisch. Wunder-

samer Weise versteht sich die gute Frau durchaus nicht auf weibliche Handarbeiten, und weiß weder von Näh=, noch Strick=, noch Stopfnadeln irgend welchen Gebrauch zu machen; dagegen ist sie in Verwendung der Steck=, Haar= und Putznadeln außerordentlich kunstreich und erfahren. Die Toilette nimmt bei der guten Frau viel Zeit und Mühe in Anspruch. Sara ist nicht nur mit den Vorarbeiten dazu, mit dem Waschen, Stärken, Plätten, Tüllen und Kräuseln gewaltig beschäftigt, sondern auch die Assistenz beim Frisiren, Schnüren und Ankleiden ist sehr zeitraubend, da Frau von Creubec einen dreimaligen Wechsel des täglichen Kostüms für unerläßlich erachtet, eine Anstrengung, welche die Gesellschaft der „Rose von Bremen" und, wie ich befürchte, selbst der Herr Gemahl wenig beachtet und nicht zu würdigen weiß. Hätte mich Adelheid auf diese mit Consequenz durchgeführte Toiletten=Anstrengung der guten Dame nicht aufmerksam gemacht, so würde auch mir dieselbe völlig entgangen sein.

Der Glanzpunkt der Frau v. Creubec ist das Diner, welches gegen sechs Uhr eingenommen wird. Sie erscheint dazu stets in voller Toilette, dekolletirt, mit Blumen im Haar, reichem Schmuck, mit Fächer und hellen Handschuhen, als ob sie zu einem Festmahl bei Hofe zu erscheinen hätte. Sie ißt mit der Zierlichkeit und dem appetitlichen Eifer eines Eich-

kätzchens und trinkt dazu ihren Bordeaux, Champagner und ihr petit verre mit vollendeter Routine, sichtlichem Wohlbehagen und vielem Verständniß, wodurch sie in den Augen des Herrn Winkelsett große Bedeutung gewonnen hat.

Trotz der großen Thätigkeit, in welcher Speisen und Getränke ihr nettes, mit schönen, kleinen Zähnen bewaffnetes Mündchen halten, bleibt ihm doch noch Zeit zum Reden. Sie schwätzt in ihrem scharf betonenden pariser Dialekt und in einem Tempo, welches eine große Zungengeläufigkeit und herrliche Lungen bedingt, von Allem, über Alles und mit Allen, bunt über Eck und in den seltsamsten Sprüngen. Wunderbar, wie die Bilder eines Kaleidoskops, wechseln Ton und Stimmung. Bald dozirend, bald frivol und voll schnöden Witzes, bald gefühlvoll und fromm bis zur Bigotterie, verziert sie ihren Redefluß mit einer Menge von Phrasen, Bonmots, Calembourgs, Proverbes, Anekdoten und Couplets. Natürlich kommt dabei vielfach der tollste Unsinn zu Tage. Für Dinge, welche sie in diesem Moment in leichtfertigster Art angriff, zeigt sie im nächsten die demüthigste Verehrung; sie hat keine Idee von Geschichte und Geographie und verräth darin eine unglaubliche Unwissenheit; das Ganze aber unterhält und erheitert.

Frau v. Creubec liebt meine Frau zärtlich. Sie hat vor derselben indeß einen gewaltigen Respekt

und wirft schüchterne und flehende Blicke zu ihr hin, wenn das Plappermäulchen einmal wieder die Grenzen des guten Tons so weit überschritten hat, daß sie es selbst gewahrt.

„O, sie ist sehr streng, diese schöne, junge Frau!" pflegte Frau v. Creubec zu sagen. „Sie erschrickt schon über ein Wort, das uns ganz harmlos dünkt und wird verletzt durch einen Gedanken, der uns Pariserinnen ganz unverfänglich erscheint." Auch auf mich hat sich ihr Vertrauen ausgedehnt. Sie behandelt mich ganz kameradschaftlich. Herr de Vos aber ist bei ihr keineswegs in Gnade. Wiewohl er das Französische wie ein Pariser spricht und ihm ganz gewiß keine der Beziehungen entgeht, welche sich in ihren Calembourgs und Couplets aussprechen, so hört er ihr doch stets mit eisiger Kälte zu und keiner ihrer Witze vermag ihm ein Lächeln abzugewinnen. „Herr de Vos ist ein gelehrter Pedant," sagte Frau v. Creubec schon in den ersten Tagen von ihm, „ein langweiliger Gesell und Weiberfeind, den ich nicht länger zum vis-à-vis haben mag. Er wird auf die Dauer auf mich die Wirkung des dunklen Tuches haben, das man über den Käfig hängt, wenn man das Vögelchen zum Schweigen bringen will."

An Kapitän Schutter und dem Obersteuermann hat Frau v. Creubec dagegen sehr aufmerksame und dankbare Zuhörer. Leider verstehen beide von ihrer

Unterhaltung nur weniges. Sie kommen aus einem gewissen Erstaunen nicht heraus. Wenn alle Welt über irgend ein Bonmot der lustigen runden Frau lacht, so wenden sich beide voll Neugier an ihre Nachbarn rechts und links. „Wat sägt se?" fragt der Eine, „Wat hät se gesägt?" der Andere, so daß diese Fragen die stehenden Begleiter jedes Applauses sind und nicht verfehlen, neue Heiterkeit hervorzurufen.

Am Abend versammelt sich die Gesellschaft auf's Neue unter dem großen Zeltdach des Verdecks und verweilt dort beim Schein der Windlichter meist bis tief in der Nacht. Dann feiert Adelheid ihre edleren Triumphe. Wenn sie mit reiner, weicher Stimme voll Gefühl und Verständniß, ihre schönen Volkslieder, Romanzen und Balladen zur Zither singt, dann lauscht Alles bis zum rohen Matrosen herab, mit dem Gefühl frommer Andacht. Oftmals lassen die beiden Damen auch ihre Stimmen und Instrumente zusammenklingen. Frau Flora, das ist der Vorname der Frau v. Creubec, übernimmt mit ihrem hübschen Alt und ihrer Mandoline die zweite Stimme mit großem Geschick. Sie trägt muntere Chansons und witzige Couplets, von denen sie einen unerschöpflich scheinenden Vorrath im Kopfe hat, mit großer Sicherheit und oftmals mit wohlgelungenem Ausdruck vor. Sie ist jedoch nicht immer taktvoll in der Auswahl

und bringt, wenn sie einmal in's Singen geräth, oft Dinge zu Tage, welche sich aus dem Munde einer Dame seltsam genug anhören und meine Frau in Verlegenheit setzen.

Allgemeinen Genuß gewähren die im Chor gesungenen deutschen Volkslieder, wobei Alles, was zu singen vermag, nach besten Kräften mitwirkt. Die sonore Baßstimme des Herrn de Vos kommt dabei trefflich zur Geltung. Der Professor ist überhaupt ein großer Musikverehrer und, wie es mir scheint, ein nicht unbedeutender Kenner. Sollte sich einmal das Concert verzögern, so ist er gewiß der erste, welcher an das Beginnen mahnt.

Herr v. Creubec ist der Einzige, welcher die musikalische Unterhaltung nicht liebt. Er mißbraucht die große Gefälligkeit des Herrn Winkelsett, den er quält, mit ihm Ecarté zu spielen. Der Aermste, welcher stets nur die halbe Aufmerksamkeit auf die Karten zu richten vermag, verliert nicht nur die Musik, welche er sehr liebt, sondern auch sein Geld, für welches er keine geringere Zärtlichkeit besitzt.

Vor einiger Zeit hat den Professor ein Unfall betroffen, der von höchst beklagenswerthen Folgen hätte sein können. Er ist indeß ohne allen Nachtheil vorübergegangen und hat, zu meiner Freude, nur dazu gedient, uns einander näher zu bringen. Herr de Vos war eines Nachts auf dem Verdeck eingeschlafen, und zwar in einer solchen Lage, daß sein Gesicht den Strahlen des Vollmonds ausgesetzt war. Diesem Umstand schreibt er es zu, daß er plötzlich von einer äußerst heftigen Augenentzündung befallen wurde. Zum Glück besitzt der Professor einige ärztliche Kenntnisse, welche mit Hülfe von medizinischen Werken, in deren Besitz er sich befindet, ausreichten, das Wesen seiner Erkrankung und die Mittel zu deren Heilung ausfindig zu machen. Der Medikamentenkasten des Schiffes lieferte die Stoffe zum Augenwasser, dessen er bedurfte. Ich habe nach Angabe des Kranken, dessen Augen so lichtscheu waren, daß er sie verbunden tragen mußte, in den medizinischen Werken die betreffenden Stellen aufgesucht und sie ihm vorgelesen. Sodann habe ich die angezeigten Arzeneien aus dem Medizinkasten vorgesucht. Meine Frau übernahm das Apothekergeschäft und so gelang es unseren vereinten Anstrengungen, das Augenwasser herzustellen. Die Kabine, welche Herr de Vos mit dem Obersteuermann theilt, ist noch enger als die unsere; wir nahmen den Patienten deshalb den Tag über bei uns auf, legten ihm die Kompressen auf, speisten und tränkten ihn und suchten durch Gespräche, Vorlesen und Musik ihn zu unterhalten: mit einem Wort, wir nahmen uns seiner mit der Sorgfalt liebender Geschwister an. Die Kur gelang; nach vierzehn Tagen war der

Professor hergestellt und ich bin gewiß, daß wir uns einen treuen Freund erworben haben. Schon nach den ersten Tagen seiner Erkrankung, als die Schmerzen nachgelassen hatten und das Fieberhafte seines Zustandes beseitigt war, theilte ich Herrn de Vos meine Lage unverhohlen mit, nicht ohne zu erwähnen, daß Piet Piepenstock mir ihn als einen Bekannten meines Ohm's, des Baron Jan van Leuwaarden, und als einen durchaus zuverlässigen Mann bezeichnet habe, der mit den Verhältnissen Java's genau bekannt sei und mir mit seinem Rathe zu meinem Fortkommen gewiß gern behülflich sein werde.

„Herr v. Alst," sagte der Professor, als ich ihm meine persönlichen Verhältnisse mitgetheilt hatte, „mir waren die Dinge, welche Sie die Güte hatten mir anzuvertrauen, zumeist schon bekannt. Wenn ich so lange gezögert habe, Ihnen meinen Rath und meine Dienste anzubieten, so geschah dieses theils aus dem Grunde, nicht zudringlich zu erscheinen und dadurch Ihr Vertrauen zu mir und zu den Rathschlägen, die ich Ihnen geben möchte, abzuschwächen, theils aber, um Sie nicht vorzeitig zu beunruhigen, da sich Ihrem Vorhaben Umstände entgegen stellen, die, unschädlich zu machen, recht schwierig sein wird.

„Abgesehen davon, daß meine Verehrung und Stellung zum Baron Jan van Leuwaarden mich verpflichtet, Ihnen nach Kräften behülflich zu sein,

so hatten Sie sowohl, wie Ihre Frau Gemahlin, schon vor meiner Erkrankung mein Interesse in hohem Maße erweckt. Wie viel mehr aber nehme ich jetzt Theil an Ihrem Schicksal, wo die viele Güte und Freundschaft, welche Sie mir in dieser Leidenszeit erwiesen haben, mich so sehr zur Dankbarkeit verpflichtet!

„Die Hülfe, welche ich Ihnen persönlich zu leisten vermag, ist vielleicht nur eine sehr geringe. Es ist möglich, daß ich gezwungen sein werde, längere Zeit in der Capstadt zu verweilen. Wann ich nach Batavia kommen und wie lange ich dort bleiben werde, ist völlig unbestimmt. Mein Einfluß dort kann bedeutend, er kann aber auch auf Null herabgesunken sein. Jedenfalls indeß können Ihnen meine Rathschläge, welche sich auf die genauste Kenntniß der dortigen Verhältnisse stützen, von Nutzen sein. Ferner besitze ich unter den einflußreichsten Beamten sichere und zuverlässige Freunde, welche auf meine Empfehlungen hin Ihnen werkthätige Hülfe leisten werden. Der Beistand meiner Freunde ist allerdings an zwei Bedingungen geknüpft. Meine Freunde werden von Ihnen rückhaltloses Vertrauen und völlige Verschwiegenheit verlangen, während sie selbst sich verborgen halten und Ihnen untersagen werden, Nachforschungen anzustellen, wer sie sind und auf welchem Wege sie Ihnen Beistand leisteten. Machen Sie sich darüber indeß keine Bedenken, Herr v. Alst!

Ich gebe Ihnen die feierliche Versicherung, daß Sie mit Ehrenleuten zu thun haben werden, von denen Sie keinen Mißbrauch des Vertrauens zu befürchten haben und welche keine Gegenleistung beanspruchen.

„Wir werden noch manchen Tag brauchen, selbst wenn die Winde aus ihrem Schlafe erwachen, ehe wir die Capstadt erreichen. Ich werde somit ausreichende Zeit haben, Sie über Java und die dortigen Verhältnisse zu orientiren und Ihnen die Wege anzugeben, sich mit meinen Freunden in Verbindung zu setzen."

Von diesem Momente an, legte Herr de Vos die Zurückhaltung in Bezug auf unsere persönlichen Verhältnisse und auf seine Kenntnisse der javanischen Zustände völlig ab, und sprach sich über meine Aussichten, in Diensten der batavischen Republik auf Java mein Fortkommen zu finden, frei und offen aus. Mit großem Interesse hörten wir seine Darlegungen an, zumal sie auf jahrelange Erfahrungen begründet sind. Taktvoll vermied er, sich in Gegenwart Adelheid's über die Schwierigkeiten auszusprechen, welche mir meine Verheirathung in Bezug auf die Anstellung bereiten wird, und niemals berührte er in ihrem Beisein Gegenstände, welche sittsame Frauen, ohne zu erröthen, aus dem Munde fremder Männer nicht zu hören vermögen.

Adelheid theilte mir eines Abends mit, daß Frau v. Creubec ein besonderes Anliegen an mich habe

und bitte, mir dasselbe unter vier Augen mittheilen zu dürfen. Des Morgens nach dem Dejeuner, wenn Herr v. Creubec mit dem Superkargo auf dem Deck seine Partie Piket mache, sei die geeignete Zeit und der Salon eine passende Oertlichkeit. Natürlich sagte ich zu.

Frau v. Creubec erschien an diesem Tage zum Frühstück nicht im hellfarbigen, flatterigen und phantasiereichen Negligée, sondern in einer ernsten dunklen Robe. Sie hatte auch weit weniger Roth aufgelegt, als gewöhnlich, und die schwarzen Striche an den untern Augenwimpern fortgelassen, mit denen sie sonst den Glanz ihrer Augen zu erhöhen bemüht ist. Mit dieser auf Ernst und Trauer deutenden Toilette hatte sie während des Frühstücks Gesichtsausdruck und Stimme in Einklang gebracht, und nicht nur in Speise und Trank, sondern sogar in der Rede eine ganz ungewöhnliche Abstinenz beobachtet. Heute war Frau von Creubec nicht die schöne, lustige und pikante Pariserin, sondern eine ernste, leidende und sorgenvolle Dame.

Als wir uns, wie verabredet war, im Salon zusammengefunden hatten, lud sie mich ein, neben ihr auf dem Divan unter den Fenstern Platz zu nehmen.

„Mein Herr," sagte sie mit leiser, ernster Stimme und in einem ruhigen Tempo, „ich habe zu Ihnen

großes Vertrauen und weiß, daß ich mich an einen Mann von ritterlichem Sinn, von Herzensgüte und Verschwiegenheit wende, der die Welt kennt und mich nicht allzustreng beurtheilen wird. Ich beabsichtigte Anfangs, Ihre Frau Gemahlin zur Vertrauten in meiner höchst bedrängten Lage zu machen, aus der ich mich ohne kräftigen Beistand nicht zu retten vermag. Sie sollte demnächst Ihnen das Nöthigste mittheilen. Mir würde dann die Beschämung erspart worden sein, einem jungen Manne meine Lebensgeschichte anvertrauen zu müssen, welche in so vielen Beziehungen tadelnswerth ist. Nach näherer Ueberlegung habe ich indeß diese Idee aufgegeben, indem ich fürchte, daß eine Dame von der ernsten, religiösen Lebensanschauung und der Sittenreinheit Ihrer Frau Gemahlin, mich, wenn sie meine wahre Lebensgeschichte erfährt, fallen lassen und verachten wird. Wie sehr würde mein Unglück erhöht, müßte ich den Umgang dieser Dame, welche ich so innig bewundere und liebe, und damit den Ihrigen entbehren! Bei einem Manne, wie Sie, bedarf es wohl nicht erst der Bitte um strengste Verschwiegenheit, selbst der Frau Gemahlin gegenüber.

„Ich heiße Flora Lafranc. Meine Familie war mehrere Generationen hindurch an der großen Oper zu Paris thätig, je nach Glück und Talent in den verschiedensten Stellungen. Mein Vater war nur ein

untergeordnetes Mitglied des Orchesters, und meine Mutter, als sie heirathete, Choristin. Es hatte jedoch schon damals ihre Stimme so gelitten, daß sie diese Stellung sehr bald mit der einer Ankleiderin der Damen vom Corps de ballet vertauschen mußte. Bei der dürftigen Lage der Eltern habe ich von Kindesbeinen an das meinige zum Verdienst beitragen müssen. Ich habe am Theater von der Pike auf gedient. Zuerst als Babi auf irgend einer unglücklichen Mutter Arm; dann als Engelsköpfchen, das mit rosigen Flügeln unter dem Kinn aus einer Wolke niederblickt; darauf stieg ich zum Amourettchen auf, das am Drahtseil über die Bühne fliegt. Dann avancirte ich zur besoldeten Statistin, wurde besonders zu Pagenrollen, verwendet und ging später zum Gesangchor über. Endlich trat ich als Soubrette auf, kaum siebzehn Jahre alt. Mein Vater war längst todt, als ich zu dieser Stellung gelangte und nun meine Mutter von einem Dienst erlösen konnte, welchen sie verabscheute.

„Der Strenge meiner Mutter verdanke ich es, daß ich zu jener Zeit, im Vergleich zu meinen Genossinnen, ein sehr geregeltes Leben führte. Weil die Herren sich meinetwegen weder duellirten, noch ruinirten; weil ich zur selben Zeit niemals mehr als Einen Liebhaber hatte und diesem so lange treu war, bis er selbst das Verhältniß löste; weil ich von meinem

Verehrer nicht mehr beanspruchte, als zwischen ihm und meiner Mutter festgestellt worden und es nicht meine Art war, ihn zu Ausgaben für mich zu verleiten oder gar kostbare Geschenke von ihm zu erschmeicheln oder zu ertrotzen: um dessen willen galt ich im Kreise der Operndamen für ein höchst solides und nahezu für ein prüdes Mädchen.

„Mir sagte die Lebensweise, welche ich führte, ganz ausnehmend zu. Wir wohnten prächtig, es fehlte uns nichts zum Wohlleben. Der Musikdirektor und der Regisseur waren stets mit mir zufrieden; beim Publikum war ich beliebt und die Kritik ging gnädig mit mir um. Meine Liebesverhältnisse und der Umgang mit den Herren und Damen des Theaters brachten die nöthige Unruhe und Aufregung. Nur meine Mutter war mit meinem Benehmen keineswegs völlig einverstanden; sie machte mir fortwährend Vorstellungen meiner unüberlegten Freigebigkeit und meines geringen Erwerbssinnes wegen.

„Es wird Dir, meine arme Flora, schließlich so gehn, wie es mir gegangen ist. Schnell ist es mit Jugend und Schönheit vorbei; ein rauhes Lüftchen und die Schönheit ist dahin! Hast Du nicht vorher Dein Schäfchen in's Trockne gebracht, oder eine gute Partie gemacht, so magst Du, wie ich, eine zweite Klarinette heirathen und Ankleiderin der Ratten werden."

„Mir war die Belehrung der Mutter sehr einleuchtend. Als daher eines Tags ein älterer Herr von verträglichem Charakter und großem Vermögen, nachdem ich während einiger Monate in intimen Verhältnissen zu ihm gestanden hatte, sich um meine Hand bewarb, so bedachte ich mich keinen Moment, ihm das Jawort zu geben.

„Monsieur Restaur, ein Genfer Uhrenfabrikant, war ein rüstiger Wittwer von fünfzig Jahren. Seine Töchter hatten sich bereits verheirathet und Herr Restaur fühlte sich nun in seinem großen prachtvollen Hause sehr vereinsamt. Da seine Geschäfte ihn zwangen, einen Theil des Jahres in den Hauptstädten Europa's zuzubringen, so fand er, nach diesen Zeiten der Abwechselung und vielfacher Lustbarkeiten, sein Genfer Daheim um so trostloser.

„Madame," sagte Herr Restaur zu meiner Mutter, „unsere gute Stadt Genf ist ein seltsamer Ort; ein Ort der Kontraste. Während ein Theil der Bevölkerung fromm bis zur Bigotterie ist, der strengsten Kirchlichkeit und dem starrsten Kalvinismus huldigt: glaubt der andere Theil weder an Gott noch an den Teufel und lebt demgemäß. Meine Familie gehört der ersteren Richtung an und viele Mitglieder derselben sind von äußerster Unduldsamkeit, darunter meine Töchter und Schwiegersöhne. Sie können leicht ermessen, Madame, daß denselben meine Wieder-

verheirathung an sich schon im hohen Grade unangenehm sein wird; an meiner Ehe mit einer Katholikin werden sie noch größeren Anstoß nehmen. Erfahren sie aber gar, daß meine Flora und Sie der Bühne angehört haben (in ihren Augen einem Institut von höchster Sündhaftigkeit): dann werden sich meine Familie und mein ganzer Bekanntenkreis von mir lossagen und meine Stellung völlig unhaltbar machen. Es liegt mir in Folge dessen daran, daß man in Genf von Ihrer und meiner Flora früheren Lebensstellung nichts erfährt und Sie für Damen aus der guten Gesellschaft und von unabhängigem Vermögen gelten.

„Es wird Ihnen, meine verehrte Frau Schwiegermutter, nicht schwer werden, die Rolle der Wittwe eines höheren Offiziers, sagen wir eines Kommandanten Lafranc, lebensgetreu darzustellen, zumal wenn ich dafür Sorge trage, daß es Ihnen an den zur Durchführung nöthigen Requisiten nicht mangelt. Ich überreiche Ihnen in dieser Mappe Werthpapiere in der Höhe von 120,000 Francs. Bald nach unserer Ankunft in Genf werden wir Flora's einundzwanzigsten Geburtstag glänzend feiern. An diesem Tage der Großjährigkeit Ihrer Tochter werden Sie, Madame, mich und meine Schwiegersöhne auffordern, Sie zum Notar zu begleiten. Demselben werden Sie dieses Portefeuille mit 120,000 Franken mit der Erklärung

übergeben, daß diese Summe Flora's väterliches Erbtheil sei. Sie lassen darüber eine Urkunde aufnehmen, worin Ihre Tochter den Empfang quittirt. Ich unterschreibe als Gatte, meine Schwiegersöhne als Zeugen. Es werden diese Gelder ein Privateigenthum Flora's bilden, aus dem sie Ihnen, Madame, eine Jahresrente von dreitausend Francs zahlen soll. Den Rest soll sie ganz nach Willkür verwenden, da ich die nöthigen Toilettengelder und ein anständiges Taschengeld außerdem ihr aussetzen werde.

„Durch dieses Arrangement erscheinen Sie, Madame, als eine wohlhabende Frau und meiner Flora wird ein Vermögen gesichert, ohne daß meine Töchter einst sagen können, ihre Stiefmutter sei über die gesetzlichen Bestimmungen hinaus von mir bevorzugt worden."

„Meine Mutter flößte durch ihre sichere Haltung und ihr vornehmes Wesen den Genfern hohe Achtung ein. Niemand würde in der vornehmen, alten Dame, der Majorin Lafranc, welche ihrer Tochter am Tage der Großjährigkeit ein väterliches Erbe von 120,000 Francs übergab und dennoch in sichtlichem Wohlstand lebte, die Wittwe der zweiten Klarinette und die Ankleiderin der Ratten von der großen Oper zu Paris erkannt haben. Leider genoß meine arme Mutter dieses Wohlleben nur kurze Zeit. Schon nach einem Jahre fielen mir die vollen Revenüen des schönen Kapitals zu, mit dem mein zärtlicher Gatte mich so

großmüthig beschenkt hatte und das ich völlig selbstständig verwaltete.

„Wie wenig Freude hatte ich indeß an allem diesem Gelde! Meine prachtvolle Garderobe, mein kostbarer Schmuck, mein großes Haus, voll des solidesten Reichthums vom Keller bis zum Dach; die weitläuftigen, zauberhaften Gartenanlagen unten am See mit dem reizenden Châtelet; die zahlreiche Dienerschaft und die elegante Equipage waren mir bald zur Gewohnheit, ein Bedürfniß geworden, ohne mich zu erfreuen. Das Leben dieser frommen Leute in Genf ist über alle Begriffe einförmig und langweilig. Jede Heiterkeit erscheint ihnen als ein Frevel und jedes Lachen als eine Unsittlichkeit; der Besuch des Theaters ist in ihren Augen ein Vergehen, der Tanz ein Verbrechen. Alles Bestreben in dieser Welt ist lediglich darauf gerichtet, Geld zu verdienen und durch Selbstquälerei und Langeweile sich für das künftige Leben eine möglichst günstige Position zu sichern, die durch die Lehre von der Vorherbestimmung anderseits wieder recht zweifelhaft wird. Wie sehnte ich mich nach meinem bewegten, lustigen Pariser Leben zurück! Nach den Champagner-Frühstücken, nach den Diners in den trois frères, nach den reizenden Landpartien mit ihren tausend kleinen Abenteuern in Wald und Flur, und endlich, ich will das Komödiantenblut nicht verleugnen, nach dem

Theater mit seiner Ausgelassenheit und seinen Intriguen, mit seinen Fiasko's und berauschenden Applausen!

„So lange meine Mutter noch lebte, hatte ich eine Person, mit der ich in der Erinnerung an jene Dinge schwelgen und von ihnen schwatzen konnte. Jetzt war ich völlig vereinsamt. So gütig Herr Restaur zu mir war, wie innig er mich liebte und wie sehr er sich bemüht zeigte, jedem meiner Wünsche nachzukommen: er war doch immer ein ernster Geschäftsmann, mit dem ich nicht schmollen und tollen, mit dem ich mich nicht zanken und voll Zärtlichkeit versöhnen konnte. Ihm war die Arbeit Lebensbedürfniß, er wußte nicht, sich und Andere zu amüsiren, und verstand nicht einmal, angenehm zu plaudern.

„Dazu kam, daß meine Stieftöchter, welche so alt waren wie ich, mehr und mehr sich mir gehässig zeigten, daß sie das väterliche Haus mehr und mehr vermieden. Es war kaum noch von einem Umgang die Rede, wiewohl es niemals zu einem unfriedlichen Wort, geschweige denn zu einem offnen Bruche kam. So schwanden einige langweilige Jahre dahin, in denen Unlust und Verdrossenheit mehr und mehr Herrschaft über mich gewannen. Hätte der Himmel mir Kinder geschenkt, so würde wohl Alles anders geworden sein!

„In jener Zeit des äußersten Mißmuths war es,

als ein junger Franzose, der sich Alphons le Blanc nannte, in das Geschäft meines Mannes eintrat. Er machte mit der unserer Nation eignen Artigkeit mir seine Aufwartung und wußte sich bei meinem Manne so in Gunst zu setzen, daß er von demselben häufig eingeladen wurde. Er vertraute mir an, daß er nicht le Blanc, sondern Creubec de Roncerol heiße und aus einer alten Familie des Robenadels zu Grenoble stamme, wo sein Großvater vor der Revolution die ansehnliche Würde eines Gerichts-Präsidenten bekleidet habe. Da er die Eltern früh verloren, habe der Präsident ihn zu sich genommen und für die juristische Carrière bestimmt. Die Revolution habe dem Großvater, der ein treuer Anhänger des Königshauses gewesen sei, seinen Posten und sein Vermögen geraubt. Er selbst sei Kaufmann geworden, um sich und dem alten Herrn, der indeß bald gestorben, das Leben zu fristen.

„Schön und gewandt, wie Alphons ist, wußte er sehr bald meine Liebe zu gewinnen. Zugleich zeigte er sich in seinen Geschäften so geschickt und zuverlässig, daß Restaur ihn zum Buchhalter ernannte und ihm die Procura gab. Die vielen Reisen meines Mannes und die Einsamkeit, in welcher ich lebte, erleichterten unsere geheimen Zusammenkünfte, zu denen wir namentlich das Châtelet am See benutzten. Ein alter Gärtner, der in demselben wohnte, war durch

reiche Gaben gewonnen und machte den Wächter. Alphons wendete alles an, mich zu einer Flucht mit ihm zu überreden. Ich war dem braven Restaur indeß zu sehr in Dankbarkeit ergeben, um ihm solch' ein Herzeleid zuzufügen. Wir haben so ein glückliches Jahr verlebt.

„Vor mehreren Wochen, mein Mann war schon eine Zeit lang abwesend, hatte ich dem Alphons ein Rendez-vous im Châtelet bewilligt. Es war in diesem Jahre das erste Mal, daß wir dort zusammenkamen. Denken Sie sich unsern Schrecken, als wir, sorglos der Liebe hingegeben, uns plötzlich von meinen beiden Stieftöchtern überrascht sahen!

„Alphons war auf das Bestimmteste der Ansicht, daß sie uns schon längst umschlichen und dem alten Gärtner für seinen Verrath hohe Summen gewährt hätten.

„Schon in der Nacht waren Alphons und ich nach Paris unterwegs. Dort hielten wir uns unter fremden Namen zwei Tage auf, während welchen ich Alphons fast gar nicht zu sehen bekam. Dann ging es in großer Hast, bei vielfachem Wechsel der Reisegelegenheiten und des Namens weiter nach Barcelona. Ohne Aufenthalt schifften wir uns von dort nach Madeira ein, wo wir uns in Funchal einige Wochen bis zur Ankunft dieses Schiffes aufhielten.

„Dort wurde ich in dem Betragen Creubec's eine auf-

fallende Veränderung gewahr. Seine bisherige Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit für mich verminderte sich von Tag zu Tag. Er vergnügte sich bald tagelang in Gesellschaft von Herren und Damen, mit denen er mich nicht einmal bekannt machte, ohne sich um meine Unterhaltung im Mindesten zu kümmern. Vielmals kam er spät in der Nacht heim und ließ am andern Morgen an mir die üble Laune aus, die eine Folge seiner Unmäßigkeit war. Damals erst bemerkte ich, daß er den Wein liebt, ihn aber nicht verträgt. Während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft in Genf hatte er sich als ein Muster von Mäßigkeit gezeigt und war von Herrn Restaur vielmals damit geneckt worden, daß er weniger Wein trinke, als ich.

„Bei unserer Flucht aus Genf hatte ich meine Chatouille und mein Schmuckkästchen nicht zurückgelassen. Die 120,000 Francs, welche ich von Herrn Restaur durch meine Mutter erhalten hatte, waren, Dank der Freigebigkeit meines Gatten, zu 150,000 Francs herangewachsen. Da die Gelder in zinstragenden Staatspapieren angelegt sind, so hat mich der Transport nicht belästigt, die Chatouille und die Kassette mit meinen Schmucksachen nehmen das Geheimfach eines meiner Reisekoffer ein. Bei der langen Weile, zu welcher mich Alphons' geringe Aufmerksamkeit in Funchal verurtheilte, kam ich eines Tags auf die Idee, die Schätze jenes Geheimfachs zu mustern. Ich fand dabei, daß eine

Menge Coupons bereits fällig waren und schnitt sie ab, um sie durch Alphons versilbern zu lassen. Es schien mir dieses um so rathsamer, als ich nicht wußte, wie es um dessen Kasse bestellt war. Wir hatten nach unserer Abreise noch nicht von Geldangelegenheiten gesprochen, wiewohl ich früher gelegentlich des Kapitals, welches ich besitze, Erwähnung gethan hatte.

„Als er spät Abends mir die Gelder ablieferte, bemerkte ich, daß er angerauscht war. Ich scheute mich deshalb, mich mit ihm auf irgend welche Erörterungen einzulassen. Mit dem Eigensinn der Trunkenen zeigte er sich dagegen um so mehr zu finanziellen Erörterungen aufgelegt. Er renommirte mit seinen Geschäfts-Kenntnissen und prahlte mit der Gewandtheit, mit welcher er dem „alten Uhrmacher" und seinen Geschäftsfreunden einen Zopf gedreht habe. Wie erschrak ich, als dieser Mensch mit einer Leichtfertigkeit, als habe er nicht das geringste Unrecht gethan, mir erzählte, daß er nicht nur einen hübschen Theil der Baarbestände des Hauses Restaur, um welche er den Kassirer habe beschwindeln können, sondern auch eine ansehnliche Summe in Wechseln, welche in seinen Händen gewesen seien, habe mitgehen heißen, und daß er bei Pariser Geschäftsfreunden, denen er als Prokurist des Hauses Restaur bekannt gewesen, Forderungen des Hauses eingezogen und Gelder aufgenommen habe.

„Ich beschwor den gewissenlosen Mann unter Thränen, die so schmählich erworbenen Gelder an ihren rechtmäßigen Eigenthümer, an den braven, von uns ohnehin so schwer gekränkten Mann zurückzugeben. Er weigerte sich hohnlachend und überschüttete mich, wie den Herrn Restaur, mit beißendem Spott. Mir graut vor diesem Menschen! Ich sah nun plötzlich hinter dieser schönen Larve das Teufelsgesicht und erkannte, in wie schlimme Hände ich gefallen bin.

„Es änderte meine Ansicht über Alphons keineswegs," fuhr sie nach einiger Zeit fort, während welcher sie schluchzend ihre thränenden Augen mit ihrem Taschentuch bedeckt hielt, „daß er folgenden Tages Alles, was er am Abend vorher erzählt hatte, für eine häßliche Renommage erklärte, welche ihm der Wein eingegeben habe. Er habe nur seinen rückständigen Salair mitgenommen und sei zu einer so unwürdigen Handlungsweise völlig unfähig. Es ist indeß das Mißtrauen in mir erwacht. Außer einer Menge kleiner Züge, in denen ich jetzt die deutlichen Spuren eines versteckten und gemeinen Charakters erkenne, kann ich mir seine Geschäftigkeit in Paris, die Eile, mit welcher wir geflohen sind, und die Sorgfalt, unsere Spur zu verbergen, nun sehr wohl deuten. Für Herrn Restaur war ich verloren; das wußte Alphons so gut wie ich. Der Mann hatte somit gar keine Veranlassung, uns nachfolgen zu

lassen, wären wir nur mit unserem rechtmäßigen Eigenthum entflohen.

„Dem scharf beobachtenden Alphons war meine Verstimmung und mein Mißtrauen keineswegs entgangen. Er brach seinen Umgang mit jener lustigen Gesellschaft ab und suchte durch Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit mein Vertrauen wieder zu gewinnen, was ihm indeß nun und nimmermehr gelingen wird. Je mehr ich über meine Lage nachdenke, um so mehr bin ich von dem Gefahrvollen derselben überzeugt. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß Alphons ein lang abgekartetes Spiel mit mir getrieben hat; daß er mir niemals in uneigennütziger Liebe ergeben war; daß er Anfangs mich zu gewinnen bestrebt war, um durch mich die Gunst meines Mannes und für sich eine vortheilhafte Stellung zu erwerben. Als er demnächst erfahren, daß ich ein nicht unbedeutendes, unabhängiges Vermögen besitze, hat er mich vollends umgarnt und schließlich wohl gar die Ueberraschungsscene durch meine Stieftöchter selbst herbeigeführt. Seine Bekenntnisse an jenem Abend in Funchal über die Gelder, welche er vom Kassirer an sich gebracht, und über die Wechsel, die er zurückbehalten hat, lassen darauf schließen, daß er selbst die Katastrophe vorbereitete, um mich zur Flucht zu zwingen und so mich und mein Vermögen in seine Gewalt zu bringen.

„In vielen Stunden, wenn Mißtrauen und Trübsinn meinen natürlichen Frohsinn überragen, sage ich mir, daß Herrn v. Creubec an meiner Person längst nichts mehr liegt und daß lediglich mein Vermögen ihn an mich bindet. Wie der Verdacht sich so leicht von kleinen Dingen nährt, so ist es mir auffällig geworden, daß Creubec nicht nur stets eine große Aufmerksamkeit zeigt, wenn ich mich mit meinen Koffern beschäftige, sondern auch oftmals Nachfrage anstellt, ob ich meine Werthsachen auch gut aufbewahrt und unter sicherm Verschluß habe. Hundertmal lege ich mir die Frage vor: „Wer schützt dich davor, daß Alphons nicht eines Tages mit deinem ganzen Eigenthum verschwunden ist? Was soll dann aus dir Unglücklichen werden, die, von Gott und Menschen verlassen, heimathlos und ohne Habe in eine fremde Welt versetzt ist, wo man nicht einmal deine Sprache versteht?“

Hier brach die arme Frau in bittere Thränen aus, welche ihre Stimme erstickten. Ich bemühte mich, ihr Trost zuzusprechen, was bei ihrer selbstverschuldeten, traurigen Lage eine recht schwere Aufgabe war. Erst nach längerer Zeit vermochte sie fortzufahren:

„Voraussichtlich wird unser Aufenthalt in der Capstadt mehrere Tage dauern. Wir werden im Gasthof wohnen und ich, in steter Furcht, daß Creubec

mit all' meiner Habe verschwinden könnte, werde, als Wächterin meiner Koffer an das Zimmer gebannt, traurige Zeiten verleben.

„Meine Bitte an Sie, Herr Natz, geht dahin, daß Sie meine Werthsachen an sich nehmen und dieselben für mich bewahren, bis wir nach Batavia kommen. Dort werden dieselben auf der Bank oder bei einem Notar unter meinem Namen sicher deponirt werden können.

„Sie werden mir beistimmen, Herr Natz, daß unter diesen Umständen von der Bewachung meines Vermögens mein Lebensglück abhängt. Werden Sie, mein Herr, einer schwerbedrängten Frau nicht dazu behülflich sein?“

Wiewohl ich mich durch das Vertrauen der Dame durchaus nicht besonders geehrt fühlte, so vermochte ich es dennoch nicht, derselben in ihrer wirklich mißlichen Lage meinen Beistand zu entziehen.

Indem ich der unglücklichen Frau für diesen geringen Dienst meine Hülfe zusagte, konnte ich mich nicht enthalten zu fragen, ob sie sich von einem Manne, von dessen Unredlichkeit sie überzeugt sei, vor dem sie sich fürchte und dem sie im höchsten Grade mißtraue, nicht so bald als möglich trennen werde. Sie brauche sich, in der Capstadt angekommen, nur unter den Schutz des französischen Consuls zu stellen, um gegen jede Gewaltthat des Herrn v. Creubec gesichert zu sein.

„Und was sollte ich dann beginnen, mein Herr?" fragte Frau Flora mit ganz erstauntem Gesicht. „Glauben Sie denn, daß ich ohne Alphons leben kann? Wohl ist er ein Taugenichts! Aber ich habe den Taugenichts lieb und selbst die Furcht vor ihm ist noch ein beglückendes Gefühl gegen die tödtliche Langeweile von Genf."

Nun war es an mir, ein erstauntes Gesicht zu machen. Diese Logik einer pariser Soubrette überstieg mein Fassungsvermögen.

Am andern Morgen händigte mir die Dame in Gegenwart des Kapitäns und des ersten Steuermanns eine Maroquin-Mappe mit Werthpapieren und eine Kassette mit Schmucksachen ein. Sie wurden mit Bindfaden eingeschnürt, mit dem Petschaft der Dame versiegelt und durch angehängte Etiquetten als Eigenthum der Frau Flora Restaur, geborenen Lafranc, bezeichnet. Sodann stellte ich eine Empfangs-Quittung aus, welche das Versprechen enthielt, diese Gegenstände nur der Besitzerin auszuhändigen. Ich setzte noch die Bemerkung hinzu, daß ich für die Sicherheit derselben, wenn sie durch Schiffbruch, Diebstahl ꝛc. gefährdet würden, keine Bürgschaft eingehe. Die beiden Zeugen unterschrieben diese Quittung.

Madame Creubec war bei diesem Akt wieder in ihrer leuchtenden, farbenprächtigen Morgentoilette und, durch die Kunst, strahlend von Jugendfrische.

Sie affektirte eine Nichtachtung gegen den Inhalt der Maroquin-Mappe und der Kassette, als habe sie keine Ahnung von deren Werth, und als handle es sich um Jetons, welche achtlos von einer Hand in die andere geschoben werden. Dessenungeachtet wendete sich die Dame von Einem zum Andern, um uns mit der ganzen Zungenfertigkeit der Pariserin in den exaltirtesten Ausdrücken ihren Dank für unsere Gefälligkeit auszusprechen, nicht ohne für einen Jeden noch eine besondere Schmeichelei einfließen zu lassen.

Weder Monsieur le capitain, noch Monsieur le pilot verstanden ein Wort von ihrer Rede. Der Kapitän stieß den Obersteuermann mit dem Ellbogen in die Rippen und warf halblaut die Frage hin: „Wat sägt Se?" während der Obersteuermann gleichzeitig seinem Chef zuraunte: „Wat hät Se gesägt?" Frau v. Creubec ließ sich dadurch in ihrer Rede nicht stören und schien die erstaunten Gesichter der biederen Seethiere für Zeichen höchster Bewunderung zu halten.

Ich nahm den beiden Herren das Versprechen unverbrüchlicher Verschwiegenheit ab, wobei ich, zu deren Erstaunen, ausdrücklich bemerkte, daß Herr v. Creubec durchaus keine Ausnahme bilde.

Als die Herren sich verabschiedeten, streckte ihnen Frau Flora mit malerischer Erhebung der Oberarme und klassischer Abrundung der Gelenke beide Hände

zum Kusse hin, mit dem Anstand einer Königin, welche ihren siegreichen Kämpen hohen Lohn gewährt. Die beiden guten Bremer waren indeß auf diese Geste, wie nahe Frau v. Creubec auch ihre weißen, runden Pfötchen ihnen zum Munde brachte, durchaus nicht geschult. Sie ließen die Händchen in ihre harten, mahagonifarbenen Fäuste verschwinden, und drückten und schwenkten sie mit solcher Innigkeit, daß die kleine, runde Frau hin und her taumelte und ihr die hellen Thränen in die Augen traten.

Das Vertrauen, welches mir Frau v. Creubec durch Mittheilung ihrer Lebensgeschichte erzeigt hat, macht mir viele unruhige Stunden. Ich kann diese charakterlose Frau, welche eine so wenig ehrbare Vergangenheit hinter sich hat, unmöglich als einen passenden Umgang für Adelheid ansehn, und doch ist die Situation eine derartige, daß es mir unmöglich war, den intimen Verkehr der beiden Frauen zu stören. Wie lästig wird es mir, gegen Herrn v. Creubec, den ich nunmehr für einen gemeinen Dieb und verrätherischen Schurken ansehn muß, die Formen der Höflichkeit inne zu halten und unbefangen mit ihm zu verkehren.

Zweites Kapitel.

Was Herr de Vos über Java erzählt. — „Sechs und fünfzig B."

Am Bord der Rose von Bremen, im September 1799.

Der Professor de Vos erzählt uns gar Vieles und höchst Interessantes von Java, so daß wir uns nach und nach ein Bild des Lebens, wie es sich dort gestaltet, machen können. Mir ist davon das Nachstehende als besonders bemerkenswerth erschienen.

„Wir haben meist Alle," so berichtet er, „recht verkehrte Vorstellungen von den Größeverhältnissen der außereuropäischen Länder. Sie sind uns wohl zumeist dadurch überkommen, daß die Herren Geographen und Kartenmacher für die Gegenden, welche uns zunächst liegen, einen gewaltig großen Maßstab anwenden, der mit der größeren Entfernung, von uns, mit der geringeren Bekanntschaft der Geographen mit dem Lande, und dem verminderten Interesse des Publikums für die darzustellenden Länder, immer kleiner und kleiner wird. Wir sind z. B. von Kindheit an gewöhnt, die Schweiz auf einer riesigen Karte darge-

stellt zu sehen, während wir die Insel Java nur mühsam als ein orangefarbenes Fleckchen in einer Inselmenge ausfindig machen. Da liegt dem Kinde allerdings die Idee sehr fern, daß dieses winzige Orange-Inselchen in Wahrheit mehr als dreimal so groß ist als jene Riesen-Schweiz. Die unrichtigen Vorstellungen, welche das Kind gewonnen hat, legt der Erwachsene schwer ab, und so bleibt Java gar klein und die Schweiz gewaltig groß. Ebenso sind wir geneigt, den Kulturzustand der dortigen Bevölkerung zu unterschätzen und sie als Wilde anzusehn, welche erst durch uns Europäer der äußersten Rohheit entrissen wurden. Dem ist indeß keineswegs so.

„Als die Holländer vor zweihundert Jahren Java in Besitz nahmen und die Stadt Batavia gründeten, fanden sie die dortige Bevölkerung bereits auf ziemlich hoher Kulturstufe. Die Javanen waren seit Jahrhunderten Muhamedaner und lebten unter der Herrschaft mehrerer von einander unabhängiger Fürsten in wohlgeordneten Verhältnissen. Die Holländer unterwarfen diese Herrscher nach und nach. Sie waren indessen klug genug, diese meist in ihrer Würde als „Regenten," der javanischen Bevölkerung gegenüber, zu belassen. Sie begnügten sich in der Regel damit, dem Fürsten einen ihrer Beamten als Führer und Beaufsichtiger zur Seite zu setzen, welcher, unter dem Namen „Resident," mit seinem Stabe den

Regenten beherrscht. Der Regent theilt mit dem Residenten die Steuern, welche er von seinen Unterthanen erhebt, und hält die Bevölkerung an, diejenigen Produkte zu kultiviren, welche der Resident im Interesse des holländischen Handels anzubauen befiehlt.

„Das Schicksal dieser einzelnen eingebornen Fürsten und der Grad ihrer Abhängigkeit hat sich sehr verschieden gestaltet. Während einzelne bis auf einen geringen Tribut sich eine völlig souveraine Stellung bewahrten, sind die meisten zu erblichen Oberbeamten des Gouvernements herabgesunken, denen man die Titel und einzelne Attribute ihrer vormaligen Macht gelassen hat; einige, namentlich an den Hauptorten europäischer Kultur, hat man ganz bei Seite geschoben.

„Selbst dort sind, der Zahl nach, die Europäer keineswegs überwiegend. Es haben sich an diesen Handels- und Hafenplätzen Araber, Juden, Chinesen und Malaien in großer Menge niedergelassen, so daß die eingeborenen Insulaner — die Javanen — sehr in den Hintergrund treten und, den Fremden gegenüber, den weniger zahlreichen, weniger kultivirten und ärmeren Theil der Bevölkerung bilden.

„Das Aeußere der Javanen muß man als angenehm bezeichnen. Sie sind kleiner als die Europäer und von schlankem, zierlichem Wuchse. Ihre Körperproportionen weichen von denen, welche wir als „normal" und „schön" betrachten, dadurch ab, daß

die Gliedmaßen bei ihnen feiner und schlanker erscheinen, wiewohl sie bei den Männern nicht der straffen Muskeln und bei den Frauen keineswegs der Rundung und der schwungvoll eleganten Konturen entbehren. Es fällt dieses um so mehr in's Auge, als die Javanen sich nur wenig bekleiden. Die Männer wickeln ein Tuch turbanartig um ihren Kopf und tragen ein kurzes Beinkleid; die Frauen zeigen ihr üppiges, tiefschwarzes Haar, das mit der lichtbraunen Hautfarbe gut harmonirt, ganz frei. Das ärmellose Jäckchen — die „kabaija“ — verhüllt ihre Reize nur wenig, dieses und der „sarong,“ ein kurzes Röckchen, das kaum bis zum Knie reicht, machen das ganze Kostüm aus. Die Gesichtsbildung ist meist regelmäßig und bei den Frauen ist ein sanfter und lieblicher Ausdruck der Züge vorherrschend. Durch Betelkauen färben sie ihre Zähne schwarz, wodurch sie sich in unsern Augen sehr entstellen. Noch unangenehmer fällt uns der Gang der Frauen auf. Wiewohl deren Bewegungen sonst leicht, frei, schnell und graziös sind, so will es die Mode, daß die Frauen im Fortschreiten ein Hin- und Herschwanken zeigen, welches ihre Dichter mit dem erhabenen Gang des Elephanten vergleichen.

„Die Javanen sind sanft, fleißig und redlich, doch von geringer Energie.

„Die verschiedenen Nationalitäten haben sich an

jenen größern Niederlassungen räumlich nicht vermischt, sondern es haben sich Holländer, Araber, Juden, Chinesen und Javanen nach Nationen gesondert und in getrennten Revieren angebaut, so daß es in den großen Seestädten Distrikte, „Kampongs,“ giebt, in denen Araber, Chinesen ꝛc. sich zusammengefunden haben. Die verschiedenen Nationen haben ihre Bauart, Tracht, Sprache, Religion und Sitten beibehalten, und üben unter Aufsicht der Holländer in ihren Kampongs Polizei und Gerichtsbarkeit aus, je nach ihres Volkes Brauch. Nur ausnahmsweise wagen reichgewordene Juden und Chinesen, sich unter den Europäern anzusiedeln. Die letzteren stehen der übrigen Bevölkerung als höhere, zum Herrschen geborene Wesen gegenüber. Wie in Amerika gilt auch hier der spanische Spruch: „Todo blanco es cabbalero!“ (Jeder Weiße ist ein Edelmann.)

„Leider kann man diesen bevorrechtigten Europäern nicht viel Gutes nachsagen. Es ist nur ein Motiv, das sie treibt: „Der Erwerb.“ Unter ihnen wird der Mann am höchsten geschätzt, welcher im Geldmachen es den andern zuvorthut. Man fragt bei dem Rennen nach Erwerb nicht ängstlich nach dem Wege; man läuft durch Dick und Dünn und tritt zu Boden, was hemmt oder entgegensteht. Wo der Reichthum an sich Ehre giebt, wer forscht da nach den Mitteln, wie er erworben wurde?

„Die meisten der dort hausenden Europäer sehen Ostindien nur als einen provisorischen Aufenthalt an, als eine Werkstatt, zu der man geht, um zu arbeiten. Dort, wo Alles unsauber ist, kann man sich schon in Hemdsärmeln mit unreinem Gesicht und schmutzigen Händen sehen lassen. Am Abend, wenn man mit dem errungenen Lohn nach Europa zurückkehrt, wäscht man sich; man macht saubere Toilette und spielt, ruhend und genießend, den Gentleman. Wer fragt einen heimkehrenden Nabob, wie er seinen Reichthum erlangt hat? Er schweigt davon, wie er es trieb und wie die andern es treiben, und hat ausreichenden Grund dazu.

„Die europäische Bevölkerung auf Java ist nicht als eine seßhafte anzusehn, sondern sie ist eine zu- und fortströmende. Unter die Zuströmenden gehört eine große Zahl in die Kategorie der verlorenen Söhne, welche sich in Europa unmöglich gemacht haben. Sie bringen ein weites Gewissen und eine laxe Moral mit hinüber, und pflegen bei dem letzten Versuch, sich zu rehabilitiren und eine auskömmliche Lage auf Java zu erringen, wohl vorsichtiger und klüger, nicht aber besser zu werden, als sie in Europa waren. Unläugbar trägt das Klima zur Entsittlichung bei. Es haben in neuerer Zeit Gelehrte die Wahrnehmung gemacht, daß die eigenthümliche Luftmischung in den Tropenländern erschlaffend auf den

Körper wirkt, und daß dessen Reflexe auf das Seelenleben sich in verminderter Energie offenbaren. Durch Mangel an Sauerstoff, behaupten sie, verlöre dort das Feuer sogar an Energie und Zündkraft. Unzählige Male schlagen die Blitze ein, aber sie zünden nicht. Der Javane kocht in der Pondopo, dem offnen, säulengetragenen Vorbau seiner Hütte, seinen bobur nassi (Reisbrei) und bäckt seinen Pisang an einem mächtigen, offnen Feuer, welches mit solchem Leichsinn etablirt ist, daß die Flammen die Bambusstäbe belecken aus denen sein ganzes Haus erbaut ist, und dennoch sind Feuersbrünste eine Seltenheit.

„Aerzte bestätigen die herabstimmende Wirkung des Klimas. Sie sagen: „Europäer, in der Blüthe der Jahre und der Kraft ankommend, verlieren, wenn auch keine Krankheit eintritt, die Farbe der Gesundheit von den Wangen. Das cholerische und sanguinische Temperament gehen in das phlegmatische und melancholische über. Der ganze Gang des Lebens wird torpider."

„Der Ausspruch des Horaz:

„Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt."

(Das Klima, nicht den Character wechseln Die, welche über See gehen)

stimmt mit jenen Behauptungen durchaus nicht, was seinen Grund darin haben mag, daß die Alten nicht weit genug gingen."

„Ist es bei einem solchen Zusammentreffen ungünstiger Umstände zu verwundern, wenn die edleren Eigenschaften der Menschen, wenn Glaube, Freundschaft und Liebe dem größern Theile der um den Erwerb kämpfenden Europäer verloren gegangen und in ihren Augen unpraktische, ideale Dinge sind, welche sie mit vornehmem Hohnlachen von sich abweisen?

„Die Heiligkeit der Ehe ist bei den Christen auf Java nahezu unbekannt. Es giebt dort nur wenig europäische Frauen. Sie gehören, mögen sie auch nach unsern Begriffen den niederen Ständen zuzuzählen und dabei unwissend und ungebildet sein, in den Augen der Nicht-Europäer zur Aristokratie und müssen, sollen sie nicht der allgemeinen Verachtung verfallen, sich dem „Adat," dem Herkommen fügen. Wie wenig die Gesetze der Religion und der Moral bei den verschiedenen Nationalitäten, welche Java bewohnen (nur Araber und Juden machen großentheils eine lobenswerthe Ausnahme), auch Beachtung finden, so wagt man doch nicht, „den Adat zu schänden," da dieses Verbrechen das Ausschließen aus der Gesellschaft zur unausbleiblichen Folge hat. Der Adat aber erlaubt der vornehmen Frau, weder eine gute Hausfrau, noch eine treue Mutter, nach unseren Begriffen, zu sein. Sie darf nur dem Amusement und der Geselligkeit leben und von ihrem Schaukelstuhl aus Waruholz herab, das Hauswesen und die Kindererziehung leiten. Es ist somit eine europäische Frau ein Luxus, den nur wenige, sehr reiche Männer sich erlauben dürfen. Da indeß weder die ärmern Kolonisten und Soldaten, noch die Beamten und Offiziere niederen Ranges für sich, wie für ihren Haushalt, der Pflege und Sorgfalt eines weiblichen Wesens entbehren können, noch mögen: so entspringt daraus das leidige „Haushälterinnen-Wesen," welches auf die Sittlichkeit und auf das Aufblühen der Kolonie den nachtheiligsten Einfluß ausübt.

Bei den Javanen ist der Muhamedanismus niemals zur völligen Ausbildung gekommen. Dieses zeigt sich am meisten in der Stellung der Frauen. Wiewohl jenes Volk auch der Polygamie huldigt, so ist bei ihm die Abgeschlossenheit der Frauen in Harems eben so wenig Sitte, wie deren tiefe Verhüllung, wenn sie das Haus verlassen. Selbst die Frauen der Fürsten und der vornehmsten Javanen erscheinen öffentlich und unverschleiert, und verkehren mit den Männern wie die Damen Europa's, wenn ihnen auch nicht deren bevorzugte gesellige Stellung eingeräumt wird.

„Die Javanen finden durchaus nichts Ehrenrühriges und Unsittliches darin, ihre Töchter in das Verhältniß einer Haushälterin eintreten zu lassen. Geschieht dieses zum ersten Male, so muß der Bewerber den Eltern einen gewissen Preis zahlen, der

indeß bei schlechter Aufführung, andauernder Kränklichkeit des Mädchens ꝛc., welche deren Entlassung zur Folge hat, zurückerstattet wird.

„Fast alle Beamten, Militairs und Chinesen leben in einem derartigen Verhältniß. Die Chinesen können sich mit Frauen ihrer Nationalität nicht verbinden, da das himmlische Reich der Mitte den Weibern das Auswandern bei Todesstrafe verbietet.

„Die Javaninnen sind stolz darauf, Haushälterinnen von Europäern zu sein. Sie ziehen eine Verbindung mit einem versoffenen weißen Korporal, der oftmals aus der Sträflingsjacke in die Uniform schlüpfte, mit einem Burschen, der das arme Weib auf das Schonungsloseste behandelt und ihm das beklagenswertheste Loos bereitet, der Verbindung mit einem wohlhabenden chinesischen Kaufmann vor. Die Haushälterin eines afrikanischen Soldaten zu sein, gilt als die niedrigste Stufe. Und doch gehören die Neger, welche die Holländer anwerben, denjenigen Stämmen an, die sich durch Kraft und Schönheit auszeichnen. Es sind Männer von großer Herzensgüte und voller Liebe zu Weib und Kind.

„Der Adat billigt das Haushälterinnen-Verhältniß durchaus und nimmt es in Schutz. Der „Adat" läßt zu, daß ein Mann ein Mädchen oder eine rechtmäßige Ehefrau verführt, ohne daß der Verführer dadurch an Ehre und Ansehn verliert. Der „Adat"

aber stößt den Mann unwiderruflich aus und macht ihn ehrlos, welcher es wagt, die Haushälterin eines Andern zu verführen, oder sie ihrem Herrn abspenstig zu machen.

„Das Gouvernement nimmt von den Haushälterinnen bei Offizieren und Beamten durchaus keine Notiz. Es begünstigt derartige Verhältnisse sogar bei den Soldaten und Subalternbeamten, und gewährt den Kindern, welche aus diesen wilden Ehen hervorgehen und, von den Vätern legitimirt, nicht selten zu Vermögen kommen, mancherlei Vortheile.

„Diese Mischlingsrace nennt man „Liplapp's," oder auch „Singo's." Je nach wiederholter, späterer Racekreuzung nähern sie sich, ihrer Körperlichkeit, ihren Geistesanlagen und ihrer Kultur nach, mehr und mehr den Europäern, oder sie gehn zu der untergeordneten Raceneigenthümlichkeit der Javanen zurück. Nur dann pflegen die Liplapp's in der christlichen Religion erzogen zu werden, wenn sie vom Vater legitimirt worden sind. Den Mädchen, die oft sehr schön sind und meist Anlage zur Musik haben, sagt man nach, daß sie höchst leichtsinnig und ohne allen moralischen Halt, stets geneigt sind, jeder augenblicklichen Regung ihrer Gefühle ohne jegliches Nachdenken sich hinzugeben. Die Liplapp's männlichen Geschlechts gelten für eitle Gecken, die stets bemüht sind, die Weißen herauszubeißen. Sie sollen

großes Talent für alles Mechanische besitzen, große Fertigkeit im Abschreiben, und viel Anlage zu Kunsthandwerken zeigen, im Uebrigen soll ihre Brauchbarkeit selten über subalterne Leistungen hinausgehn.

„In dem Maße, wie das batavische Gouvernement jene wilden Ehen begünstigt, in dem Maße stellt es der rechtmäßigen Verheirathung seiner Beamten und Offiziere Schwierigkeiten entgegen und verlangt vor der Ertheilung des Heiraths-Consenses, auf den nur Leute von anerkannter Solidität rechnen dürfen, eine nicht unbedeutende Kaution. Es liegt diesen Maßregeln die Furcht zu Grunde, daß durch leichtsinnige Ehen ein Proletariat von Weißen sich bilden würde, durch welches das Ansehn der weißen Race, den Farbigen gegenüber, leiden muß.

„Da die Regierung in Bezug auf die Verheirathung von Beamten ꝛc., welche sie kennt, schon so strenge ist, so ist sie es natürlich nicht minder gegen Personen, die erst in den Dienst treten wollen und welche sie somit nicht kennt. Die Regierung von Java nimmt verheirathete Subalterne unter keiner Bedingung an und weist sogar verheirathete Ober-Beamte und Offiziere, welche ihr aus dem Mutterlande durch das Ministerium der Kolonien überwiesen werden, auf das Bestimmteste zurück, wenn sie nicht im Anstellungsdekret als „verheirathet" bezeichnet sind und nicht die Kaution eingezahlt wird."

Diese letzteren Belehrungen, welche der Professor mir auf dem Verdeck ertheilte, als meine Frau von einer leichten Unpäßlichkeit in unserer Kabine zurückgehalten wurde, versetzten mich in große Bestürzung. An ein derartiges Hemmniß für meine künftige Laufbahn hatte ich keinen Moment gedacht, sondern glaubte mit Bestimmtheit, daß der Nachweis eines Vermögens, ausreichend, eine Frau zu erhalten, die einzige Forderung sein werde, welche man möglicherweise stellen könne. Ich eilte in unsere Wohnung und suchte die sämmtlichen Dokumente hervor, welche sich auf unsere Namensveränderung und Heirath, so wie auf meine Anstellung in Java bezogen. Ich überreichte sie Herrn de Vos mit der Bitte, dieselben genau zu prüfen und mir sodann zu sagen, ob ich durch dieselben auf eine Anstellung zu rechnen habe, ohne mich von meiner Frau trennen zu müssen.

Am Morgen des folgenden Tages fand ich wieder Gelegenheit zu einer Unterredung unter vier Augen mit dem Herrn de Vos.

„Ich bedaure," sagte er, „Ihnen keine großen Erfolge durch Ihr Anstellungsdekret in Aussicht stellen zu können. Es kömmt einem Uriasbriefe ziemlich nahe. Halten Sie das, was ich Ihnen mittheile, nicht für ein Hirngespinst, das der Begründung entbehrt. Ich habe längere Zeit in dem Fache gearbeitet und kenne in Folge dessen genau das Verfahren

der Behörden. Kann der Minister der Kolonien die ihm zur Anstellung empfohlene Person, ihrer mangelnden Dienstkenntniß, oder ihrer bisherigen Aufführung wegen, nicht mit einem Offizierpatent nach Indien schicken, wiewohl er wünscht, daß der Mann Offizier werde, so stellt er ihn als „Cadet-Ober-Sergeant" an. Dadurch hat der Betreffende den großen Vortheil, von Anfang an zum Offiziercorps zu gehören und Offizierdienste zu thun, sobald er sich die Qualification dazu erworben hat. Es ist ihm gestattet auch im Dienst eigne Uniform und außer Dienst Civilkleider zu tragen. Er erhält keine Montur in natura, sondern Bekleidungsgelder. Scheint dem Minister die Brauchbarkeit oder Würdigkeit des sich um Anstellung Bewerbenden sehr zweifelhaft, so erhält dieser keine Ernennung zum „Cadet-Ober-Sergeant," sondern nur zum „Ober-Sergeanten," der nicht zum Offiziercorps gehört, im Dienst in Commisuniform erscheinen muß, und dessen Aussicht auf Avancement zum Offizier binnen Jahresfrist nur so viel sagen soll, daß, wenn nach Jahresfrist vom Gouvernement der Vorschlag zum Offizier für die betreffende Persönlichkeit eingereicht wird, derselbe vom Ministerium genehmigt werden soll. Es gehört indeß zu den Ausnahmen, wenn ein Ober-Sergeant zum Vorschlag kömmt; ich habe es nicht erlebt.

„Sie sehn, daß Ihre Chancen für den Militairdienst schlecht sind, abgesehn von den Schwierigkeiten, in welche Sie durch Ihre Verheirathung gerathen werden.

„Die militairische Laufbahn, welche sich Ihnen in Java eröffnet, würde Ihnen, selbst dann, wenn Sie es zum Offizier brächten und Sie den Heirathsconsens erhielten, gar wenig Befriedigung gewähren. Wer als deutscher Offizier gewohnt war, eine hervorragende und begünstigte Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, vermag schon nicht ohne Widerwillen die Nichtachtung zu ertragen, mit welcher man hier den Subalternoffizieren nahezu durchweg begegnet. Wer in einem Offiziercorps von Edelleuten und Ehrenmännern gelebt hat, in welchem sich sämmtliche Mitglieder vom Kornet bis zum General als Kameraden betrachten, der kann sich unmöglich unter den Offizieren der holländisch-indischen Armee behaglich fühlen. Abgerechnet ein paar arme Teufel, welche das höhere Gehalt aus dem Mutterlande nach Indien zog; einige unruhige Geister, die von der Sucht nach Abenteuern sich haben locken lassen, und einige Unglückliche, welche die Ungunst der Verhältnisse aus Europa vertrieb: besteht die Gesellschaft zumeist aus verkommenen, allen Lastern ergebenen, halbuntergegangenen Subjekten, mit denen Männer von Ihrer Ehrenhaftigkeit und Denkweise

unmöglich Kameradschaft halten können. Die höhern Offiziere, für diese Verhältnisse besonders ausgewählt, sind Männer von höchster Energie, die ohne Erbarmen sich aller Mittel einer enormen Disciplinargewalt bedienen, um ein solches Corps im Gehorsam und in der Gesetzlichkeit zu erhalten. Die Generalität und die Stabsoffiziere stehn den Subaltern-Offizieren so fremd gegenüber, wie diese den Unteroffizieren.

„Offiziere, welche die gewaltigen Kriege in Europa mitgemacht und dort in den großen Feldschlachten gekämpft haben, die finden selbst den Krieg hier widerwärtig. Will man das Niederwerfen eines kleinen Javanenfürsten, der mit seinen Trabanten und mit zusammengelaufenen Feldarbeitern einen Aufstand versucht, oder die Verfolgung von Räuberbanden in den Bergwäldern, einen Krieg nennen, so fehlt es selten daran. An Rohheiten und Unmenschlichkeiten ist kein Mangel, aber kriegerischer Ruhm ist dabei fürwahr nicht zu erwerben.

„Niemals würden Sie sich an diesen gänzlichen Mangel militairischer Ordnung und Gleichmäßigkeit, an diese elende Mannschaft gewöhnen! Denken Sie sich ein Bataillon, aus sechs Kompagnien formirt, von denen die vier Kompagnien des Centrums je zwei aus Javanen und Negern und nur die Flügel-Kompagnien aus Europäern bestehen. Aber

aus was für Europäern! Aus dem Auswurf des Auswurfs von ganz Europa! Den Kern bilden ehemalige Zuchthäusler des Mutterlandes. Wer nicht grade auf Lebenszeit zu Ketten verurtheilt ist und seine gesunden Glieder hat, dem ist es gestattet, die Sträflingsjacke mit der Uniform eines Soldaten in den Kolonien zu vertauschen. Die Javanen sind gutmüthige und leicht in Ordnung zu haltende Leute, aber sie sind körperlich schwach und es fehlt ihnen an Muth und Ausdauer. Nach dem Urtheil aller Offiziere sind die Neger-Kompagnien noch die besten.

„Nur die Offiziere und die Chargen, welche auch bei den farbigen Kompagnien überwiegend aus Europäern bestehen, sowie die Mannschaften der weißen Kompagnien, die Flankeurs, sind einigermaßen militairisch ordentlich und gleichmäßig bekleidet. Die farbigen Soldaten strolchen in Schwimmhosen und Jacken aus Baumwolle umher, den Kopf mit einem farbigen Tuche umwunden, ohne Strümpfe und Schuhe, und das nicht blos außer Dienst, sondern selbst in Reih' und Glied. Nur bei feierlichen Gelegenheiten erscheinen sie ordonnanzmäßig bekleidet. Sie sind dann aber sichtlich in ihren Bewegungen und im Gange behindert. Es ist ein kläglicher Anblick!"

„Sind denn die Verhältnisse bei den andern Truppen-Gattungen gleich elend? Sind sie bei der

Kavallerie und Artillerie nicht besser?“ erlaubte ich mir etwas kleinlaut zu fragen.

„Keineswegs,“ sagte Herr de Vos, „Sie werden auf Java zwei Dinge, welche Sie lieben, gar schwer vermissen. Dieses sonst so fruchtbare und reiche Land hat die Eigenthümlichkeit, Wein und Pferde nur in ganz untergeordneter Güte hervorzubringen. Wein und Pferde gedeihen dort nicht. Verlangt man sie von einiger Güte, so müssen sie von Außen herbeigeschafft werden, wodurch sich ihr Preis gewaltig erhöht. Der Weinstock treibt Holz und Laub in größter Ueppigkeit, aber er bringt keine Trauben. Die javanischen Pferde haben kein Wachsthum. Sie übertreffen an Größe kaum unsere Esel. Obwohl gut proportionirt, entsprechen ihre Kräfte durchaus nicht ihrem Temperament. Ich habe selbst viele Reisen auf den besten Thieren dieses Schlages, auf „kuda alus“ (Herrenpferden) gemacht. Verlangt man von ihnen irgend eine größere Anstrengung, so widersetzen sie sich aus Schwäche; es fehlt ihnen namentlich an Tragkraft. Mit diesen Thierchen hat man die Kavallerie beritten gemacht, deren Mannschaften, wohl der Leichtigkeit wegen, nur aus Javanen bestehn. Man nennt diese Truppe: „Djanjang-Secars“ (reitende Jäger). Sie trägt eine Art Husaren-Uniform und wird zu Sicherheits-Patrouillen und zum Ordonnanzdienste verwendet. Die Feld-Artillerie ist

ebenfalls mit derartigen Thierchen bespannt, wodurch ihre Leistungsfähigkeit natürlich außerordentlich beschränkt wird. Die großen Nachbarinseln liefern etwas besseres Pferdematerial. Es fehlt dagegen in den großen Handelsplätzen durchaus nicht an reichen Leuten, welche sich mit großem Kostenaufwande schöne Pferde arabischer Race, oder gar englische Pferde kommen lassen.

„In der Civilverwaltung und Justiz angestellt zu werden, haben Sie gar keine Aussicht. In diesen Dienstzweigen werden als Beamte erster Klasse nur Leute angestellt, welche die Universitäten des Mutterlandes besucht und dort die fachlichen Examina gemacht haben. Sie stehen hoch im Ansehn und beziehen große Gehälter. Die Beamten zweiter Klasse sind dagegen sehr wenig geachtet und schlecht bezahlt. Es wimmeln die Schreibstuben von „Klerks,“ welche nahezu durchweg der Mischlingsrace, den Liplapp's, angehören.

„Bei Ihren Kenntnissen, Herr v. Alst, würden Sie sich am schnellsten in eine unabhängige und sorgenfreie Lage bringen, wenn Sie sich entschließen könnten, Kaufmann zu werden. Wie lange würde es dauern, so hätten Sie sich eingearbeitet und würden dann, mit Ihrem kleinen Kapital als Einlage, gewiß sehr bald in einem respektablen Geschäfte als Compagnon Aufnahme finden. Aber ich weiß: „Quaerenda

pecunia primum!“ (Vor Allem muß man Geld verdienen) ist nicht Ihr Wahlspruch, sondern Sie sagen verächtlich: „Mercatura, sitenuis, sordida, si magna, non admodum vituperanda!“ („Der Kleinhandel ist schmutzig, der Großhandel nicht sehr zu tadeln.“)

„Sie haben Recht, Herr de Vos,“ entgegnete ich ihm. „Ich muß bekennen, daß mir das ganze kaufmännische Wesen im höchsten Grade widerwärtig ist. Ich glaube aber auch, daß ich nicht das mindeste Talent dazu besitze.

Um mein Silber in Gold zu verwandeln,
Würde ich mit Schlittschuhen nach Java handeln,
Mit Fächern in das Land der Kamtschadalen,
Und mit Tigern nach Bengalen.“

„So bleibt denn,“ sagte der Professor nach längerem Nachdenken, „Ihnen fast nur noch die „Militair-Verwaltung“ offen, welche allerdings in manchen ihrer Branchen ziemlich nahe an das kaufmännische Geschäft streift. Finden Sie als Zahlmeister Anstellung, so haben Sie damit den Offiziersrang erworben, Sie avanciren nach Ihrem Dienstalter und können es bis zum „General-Zahlmeister“ bringen, welcher den Rang eines Obersten hat. Ihr Vertrautsein mit den militairischen Verhältnissen, die Gewohnheit zu befehlen und Ihre Sprachkenntnisse, machen Sie zum Militair-Verwaltungs-Beamten besonders geschickt, wobei der Umstand, daß Sie Kaution zu stellen vermögen, von großer Wichtigkeit

ist. Die Misère, welche Ihnen das ganze Zusammenleben mit Ihnen nicht zusagenden Kameraden und Untergebenen, mit Offizieren und Mannschaften, verursachen würde, wenn Sie in active Militairdienste treten, wird Ihnen dort zumeist erspart. Werden Sie nicht als Zahlmeister bei der Truppe verwendet, sondern bei der Intendantur, beim Bekleidungs-, Proviant- oder Fourageweſen angestellt, so können Sie mit Bestimmtheit erwarten, jahrelang an demselben Orte zu bleiben, was Ihnen wegen Ihrer Verheirathung angenehm sein wird, während Sie als Offizier bei der Truppe ungemein viel versetzt und häufig abkommandirt werden. Vielfach würden Sie lange Zeit auf Stationen verweilen müssen, wo es platterdings, schon der fortwährenden Gefahr wegen, unmöglich ist, mit der Familie zu leben.“

„Wird die Militair-Verwaltung,“ warf ich ein, „weniger streng bei Anstellung Verheiratheter sein, wie die übrigen Behörden?“

„Keineswegs,“ entgegnete der Professor. „Sie müssen bei Ihrer Bewerbung um eine Anstellung in der Militair-Verwaltung als Garçon erscheinen und dürfen auch keineswegs darauf rechnen, sofort einen Posten zu erhalten, welcher Ihnen den Offiziersrang giebt. Sind Sie indeß einmal definitiv angestellt, so bekümmert sich Niemand um Ihre häuslichen

Verhältnisse, sobald diese nicht zu Klagen Veranlassung geben. Sie können mit Juforouw Adèle Berg zusammenleben, ohne daß irgend wer einen Anstoß daran nimmt. Allerdings würden Sie diese Dame nicht sofort als „Mevrouwe Natz“ in die Gesellschaft einführen dürfen. Sie müssen damit warten, bis Sie in eine Stellung eingerückt sind, welche Ihnen den Offizierrang giebt und bis sie dann, durch Ihre Solidität und Einzahlung der Kaution, sich den Heirathsconsens der Behörde ausgewirkt haben.“

„Wird mein kleines Vermögen aber ausreichend sein,“ fragte ich bedenklich, „zu der doppelten Kaution, deren ich als Zahlmeister und als Ehemann bedarf?“

„Sie irren, Herr v. Alst,“ entgegnete der Professor, „Sie haben keine doppelte Kaution zu erlegen. Da die Summe, welche Sie als Zahlmeister zu deponiren haben, Ihnen vom Gouvernement verzinst wird, so können Sie dieselbe beim Nachweis der Kaution zur Erlangung des Heiraths-Consenses in Anrechnung bringen.

„Ich rathe Ihnen, daß Sie, in Batavia angekommen, sich das dortige Leben eine Zeit lang ansehen, um sich ein Urtheil zu bilden, ob Sie besser thun, von Ihrem Anstellungs-Dekret Gebrauch zu machen, oder ob Sie versuchen, mit Hülfe meiner Freunde, bei der Militair-Verwaltung ein Unter-

kommen zu finden. Jedenfalls müssen Sie bei Ihrer Ankunft in Batavia als unverheirathet auftreten.“

„Wie aber soll ich das ermöglichen? Wohin mit meiner armen Adelheid, welche im fremden Lande ohnehin vereinsamt genug sein wird?“

„Das erscheint mir nicht eben so gar schwer auszuführen. Sie und Ihre Frau Gemahlin sind in das Passagier-Register der „Rose von Bremen“ für die Reise bis zur Kapstadt allerdings als das „Ehepaar Natz“ eingetragen. Ich habe indeß gesehen, daß die Reisepässe von Enschede auf Max Natz und Adèle Berg lauten und für Sie beide einzeln ausgefertigt sind. Es liegt durchaus nicht die Nothwendigkeit vor, daß für die Fortsetzung Ihrer Reise von der Kapstadt nach Batavia Sie beide in den Passagier-Registern der Rose wiederum als Eheleute erscheinen. Sie sind durch Ihren Paß als Max Natz, Ihre Frau Gemahlin als Adèle Berg legitimirt und lassen sich als solche eintragen.

„Wie sie wissen, Herr v. Alst, ist es zweifelhaft, ob die „Rose von Bremen“ ihren Cours nach Batavia nehmen kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Hafenstadt von den Engländern blokirt wird. In diesem Falle würde es unserm Schiffe nicht gestattet sein, in jenem Hafen einzulaufen, da es mit Wein beladen ist, somit Kriegs-Contrebande führt. Wird es beim Versuch, während des Blokade-

zustandes dorthin zu gelangen, von den Engländern aufgebracht, so haben diese das Recht, das Schiff als „gute Prise" zu erklären, da es im Begriff gewesen, die Blokade zu durchbrechen.

„In der Kapstadt werden wir erfahren, wie in Ostindien das Kriegsglück gewaltet hat. Ist Batavia nicht blokirt, so geht die „Rose" direkt dorthin, es mag nun Java den Holländern verblieben oder, wie die andern Kolonien der batavischen Republik, in die Hände der Engländer gefallen sein.

„Erst wenn wir über die Fortsetzung unserer Reise das Nähere wissen, und erfahren, in welchen Verhältnissen wir Java finden werden, erst dann verlohnt es sich, die Zukunftspläne weiter fortzuführen."

Ich setzte meine theure Adelheid von dem in Kenntniß, was mir der Professor mitgetheilt hatte. Sie erfaßte die Schwierigkeiten unserer Lage vollständig, aber ihr tapferes Herz verzagte keinen Moment. „Ohne schwere Kämpfe für unsere Subsistenz werden wir das Glück, welches uns die Liebe giebt, nicht genießen. Aber wir sind stark und muthig, Max, und werden alle Hemmnisse besiegen," sagte sie mit leuchtendem Blick.

Kapstadt, im September 1799.

Herr de Vos scheint ein sehr wohlunterrichteter Politiker zu sein. Seine Behauptung, daß wir in

Betreff Java's von wichtigen Begebenheiten hören würden, hat sich vollkommen bestätigt. Kaum waren wir an's Land getreten, so erfuhren wir, daß in diesem Frühjahr der Insel Java dasselbe Schicksal gedroht habe, welches vor ein paar Jahren das Kapland von Holland abgerissen und in die Hände der Engländer geliefert hat.

Vom englischen Indien aus war ein Geschwader mit Landungstruppen am Bord an der javanischen Küste erschienen und hatte den Generalgouverneur zur Uebergabe auffordern lassen. Dieser, an der Spitze einer nicht unbedeutenden Truppenmacht, welche bei Wel-te-vreeden campirte, zeigte indeß nicht nur den Willen, sondern auch die Macht, Widerstand zu leisten. Als der Befehlshaber des englischen Geschwaders durch Kundschafter und durch eine größere Rekognoszirung sich davon überzeugt hatte, gab er das Unternehmen vollständig auf.

Gegenwärtig ist weder Batavia noch sonst eine der javanischen Hafenstädte blokirt. Es kann somit „die Rose von Bremen" ihrer ursprünglichen Bestimmung ungefährdet nachkommen. Die bisherigen Passagiere haben sich beim Kapitän Schutter zur Fortsetzung ihrer Reise nach Batavia angemeldet und werden ihre vorigen Kabinen einnehmen.

Herr de Vos hatte Sorge getragen, daß das Passagierverzeichniß, wovon eine amtliche Abschrift bei

unserer Ankunft in Batavia dem dortigen General-Gouvernement durch die Hafenpolizei zugeht, nunmehr lautet:

1) Die Familie de Creubec, bestehend aus Herrn Alphons de Creubec, Rentier, und seiner Gemahlin Flora, geb. Lafranc, begleitet von Adèle Berg, nebst Dienerin Sara.

2) Herr de Vos, Professor.

3) Herr Max Natz, Partikulier.

Es wird sich natürlich durch dieses papierne Arrangement für unsere Reise nichts ändern. Adelheid und ich werden uns indeß bei der Ankunft auf Batavia für so lange trennen müssen, bis meine Anstellung erfolgt ist. Sie wird in dieser Zeit bei Frau von Creubec wohnen.

Meine Frau erkannte die Nothwendigkeit dieser Maßregel sofort und bat Frau von Creubec, unter Darlegung der Gründe, um ihre Genehmigung. Frau Flora war glücklich über die Aussicht, für die erste Zeit ihres Aufenthalts in Batavia eine solche Gesellschafterin zu gewinnen. Herr von Creubec erklärte sich mit Freuden einverstanden, da ihm dadurch weder Mühen, noch Kosten, sondern nur das Vergnügen des Umgangs einer so ausgezeichneten Dame zufiele und seine Frau eine liebe Gesellschafterin fände, zu einer Zeit, in welcher sie in fremder Umgebung ganz einsam dastehe, indem er, mit den Geschäften der

ersten Einrichtung überladen, wohl wenig zu Hause sein werde.

Mit schwerem Herzen füge ich mich in diese Maßregel. Es scheint mir höchst bedenklich, Adelheid unter den Schutz dieser Familie zu stellen. Ich vertraue meine Frau wissentlich Personen an, die nicht einmal gesetzlich mit einander verbunden sind, von denen der Mann ein Abenteurer und ausgemachter Lump ist, und die Frau, trotz einer Menge guter Eigenschaften, doch immerhin ein wenig respektables Leben hinter sich hat.

Ohne mein Versprechen der Verschwiegenheit zu brechen, das ich der Frau v. Creubec gegeben habe, weiß ich indeß keine Gründe, welche gegen jenes Arrangement sprächen, dem Professor gegenüber geltend zu machen. Die erprobte Charakterfestigkeit Adelheid's und der Umstand, daß ich in jedem Moment zur Hand sein werde, um nöthigenfalls das leichtgeschürzte Band, welches meine Frau an die Familie Creubec fesseln wird, zu lösen, gewähren mir einige Beruhigung.

An Bord der „Rose von Bremen." Indischer Ocean. Oktober 1799.

Als Herr de Vos und ich heute im Salon unter vier Augen waren, zog er mich zu einem der Canapé's, welche unter den Fenstern angebracht sind, und sagte mir mit leiser Stimme:

„Der frische Westwind, der jetzt schon seit einigen Tagen unsere Segel schwellt, wird uns binnen Kurzem nach Batavia bringen. Da wir uns grade allein befinden, so möchte ich Ihnen schon jetzt die Mittel und Wege zeigen, sich mit meinen Freunden in Verbindung zu setzen, zumal ich nicht vorher zu sehen vermag, ob ich bei unserer Ankunft auf der Rhede von Batavia nicht sofort das Schiff verlassen muß. Sollte Ihnen für die Zukunft einmal ein Mann begegnen, welcher Sie an meine Person erinnert, sollten Sie sogar auf das Bestimmteste überzeugt sein, daß ich es bin, so nehmen Sie, ohne besondere Aufforderung seinerseits, unter keinen Umständen irgend welche Notiz von ihm, und forschen Sie auch nicht nach dieser Person. Von dem Moment an, in welchem wir uns auf dem Schiffe trennen, kennen wir uns nicht mehr. Aber seien Sie versichert, ich behalte Max v. Alst lieb, werde ihn nicht aus den Augen verlieren, und ihm nützen, so viel ich es vermag, nicht blos seines braven Ohm's Jan van Leuwaarden, und seiner herrlichen Frau wegen, sondern auch seinetwillen.

„Dem Herrn von Creubec habe ich für sein erstes Unterkommen in Batavia ein großes, vornehmes Hôtel: „In de Vrienschap“ anempfohlen. Ich rathe Ihnen, sich beim Ausschiffen sofort von der Familie zu trennen und im Gasthaus zum

„zwarten Jager“ genannt, einzukehren, von wo aus Sie die Familie Creubec, will sagen Ihre Frau Gemahlin, immerhin als alte Bekannte besuchen können. Sich mit derselben oftmals an der Wirthstafel oder an öffentlichen Orten sehen zu lassen, würde nicht rathsam sein. Ihrer beider Erscheinung ist zu auffallend und Sie verstehen zu wenig zu schauspielern, als daß die Beobachter nicht sofort Ihre intimen Beziehungen wahrnehmen würden.

„Nochmals rathe ich Ihnen, sich in Ihren Entschließungen in Bezug auf das Ergreifen eines Lebensberufs nicht zu übereilen. Beobachten Sie genau, und dann wählen Sie. Sind Sie entschlossen, von Ihrem Anstellungsdekret keinen Gebrauch zu machen, sondern die helfende Hand meiner Freunde anzunehmen, so werden Sie sich in folgender Art mit Ihnen in Verbindung setzen können.

„Wenn Sie sich in Batavia an einem beliebigen Tage, mit Ausnahme der Sonntage, Morgens sechs Uhr, zur Zeit der Frühmesse, in die Kirche des Hospitals „Unserer lieben Frauen“ begeben, so finden Sie dort an dem Vorhang, welcher die Vorhalle von der Kirche trennt, einen Mann, der einen großen grünen Augenschirm trägt und einen Rosenkranz mit dicken, grünen Kugeln um die linke Hand gewickelt hat. Diesem legen Sie eine der drei Münzen, welche ich Ihnen hiermit überreiche, mit den Worten: „Gelobt

sei Jesus Christ!" auf den Rand des Zinntellers, den er zum Almosenempfang in der Hand hält. Es sind, wie Sie sehen, Mariengroschen mit der Jahreszahl 1756. Zwischen den Zahlen 17 und 56 ist der Buchstabe „B" in Parenthese eingeschlossen. Der Mann wird Ihnen dann näher treten und Ihnen: „Sechs und Fünfzig!" zuflüstern, worauf Sie „B" zu antworten haben. Er wird Sie sodann derjenigen Person zuführen, welche die Genossenschaft vertritt, deren Schutz ich Sie empfehlen werde. Tragen Sie ihr das größte Vertrauen entgegen und seien Sie von ihrer Uneigennützigkeit und Willfährigkeit, Ihnen zu helfen, überzeugt. Der Einfluß der Genossenschaft ist nicht immer gleich stark und wird bisweilen von entgegenwirkenden Strömungen gehemmt. Voraussichtlich wird die Macht derselben indeß stets ausreichend sein, um auf Ihr Geschick wohlthätig einzuwirken. Ich brauche Sie wohl nicht erst zur strengsten Verschwiegenheit zu ermahnen. Selbst Ihrer Frau Gemahlin muß ich bitten keine Details mitzutheilen und namentlich über die Erkennungszeichen nichts verlauten zu lassen."

Ich versprach Herrn de Vos, seinen Rathschlägen genau nachzukommen und dankte ihm herzlichst für die Güte, welche er für mich gehabt hat.

Drittes Kapitel.

Ankunft in Batavia. — „Sechs und fünfzig B" zeigt sich hülfreich. — Max findet Anstellung bei der Militairverwaltung.

Batavia, den 4. November 1799.

Nach einer Reise von länger als vier Monaten sind wir vorgestern in aller Frühe auf der Rhede von Batavia vor Anker gegangen.

Der Kapitän und der Superkargo, in ihre Staatsgewänder gehüllt und von zwei festlich gekleideten Matrosen begleitet, begaben sich im Staatsboot, das die rothe Flagge der freien Reichs- und Hansestadt Bremen mit den goldenen Schlüsseln stolz wehen ließ, zum Hafenkommandanten. Sechs Javanesen, nur mit einem Kopftuch und einer Schwimmhose bekleidet, hatten sich zum Ruderdienst eingestellt. Diese Arbeit hält man hier für Europäer zu anstrengend, somit für unpassend. Die kleinen, schmächtigen braunen Kerlchen verrichten das Geschäft mit mehr Kraft und Ausdauer, als man ihren langgestreckten, feinen Gliedmaßen zugetraut hätte. Die Zeit bis zur Rückkehr des Kapitäns wurde uns nicht lang.

Wir hatten vollauf zu thun, um die neue Welt zu erfassen, die uns umgab. Schon die Menge der ringsum ankernden Schiffe aus allen Welttheilen erregte unsere Aufmerksamkeit. Es waren wundersame Gestalten darunter!

Wie seltsam sieht eine chinesische Dschonke aus, mit ihren hohen Steven, mit den vielen bunten Flaggen und Wimpeln von wunderlicher Form, mit den barbarischen Malereien von allerlei Schlangen, Drachen und Ungeheuern, und dem abenteuerlichen Schnitzwerk! Noch interessanter erschienen uns die Massen von kleinen Fahrzeugen mit ihrem Inhalt, welche bald vom Lande daher geschwommen kamen und die „Rose von Bremen" umschwärmten. Plumpe Praauwen mit ihren schwerfälligen Mattensegeln, reich verzierte Gondeln, schlanke Yachten, leichte Segelboote, Seelenverkäufer und Canots mit Europäern, Javanen und Liplapp's, mit Arabern, Juden und Chinesen, mit Malaien und Negern, mit Menschen in allen Farbennüancen, zwischen Schwarz, Braun, Gelb und Weiß, von jedem Alter und Geschlecht und in jeder Art von Costüm, von vollständiger Nacktheit bis zum raffinirtesten Putz der leichtfertigen Weiber. Sie boten Früchte, Thiere, Kleider und wer weiß, was sonst noch, den Ankommenden zum Kauf an durch Geberden und Zurufe in den verschiedensten Sprachen. Es durfte indeß, bevor der Gesundheitszustand unseres Schiffs festgestellt war, kein näherer Verkehr stattfinden und Niemand unser Deck betreten.

Zur Frühstückszeit kam der Kapitän zurück und brachte einen Offizier der Hafenpolizei und einen Arzt mit an Bord. Nachdem die Herren ihren amtlichen Pflichten genügt, unser Einlaufen in den Hafen und das Landen der Passagiere genehmigt hatten, betheiligten sie sich an unserm Mahle, bei dem ich Herrn de Vos vermißte. Die Herren stimmten den Empfehlungen bei, welche der Professor dem Hôtel: „In de Vrienschap" gegeben hatte, welches außerhalb der Stadt, in der Prince-Laan, unfern der berühmten Promenade von Molenvliet, gelegen ist. Schon am Nachmittag ging meine Frau mit der Familie v. Creubec im Staatsboot der „Rose von Bremen" dahin ab, während ich als Garçon mit wenigem Gepäck, in einem kleinen Kahn von zwei Jaranen gerudert, zur Altstadt fuhr, um im „Zwarten Jager" Quartier zu nehmen. Vergebens sah ich mich, ehe ich die „Rose von Bremen" verließ, nach Herrn de Vos um. Er hatte das Schiff schon zur Zeit verlassen, als wir im Salon das Frühstück einnahmen. Gott segne den braven Mann, ohne dessen Unterweisungen ich in der mir ganz fremden Welt, vom Moment an, in welchem ich mit Adelheid als meine Gattin gelandet wäre, gewiß recht viele falsche Schritte gemacht haben würde.

Den ersten indischen Soldaten sah ich auf einer schlecht gehaltenen Bastion der Hafenbefestigung schildern. Es war ein Javane, der durch seine kleine und dürftige Figur und durch seine Bartlosigkeit etwas Knabenhaftes hatte. Sein Costüm bestand aus einem gewaltigen Hut mit einer dreifarbigen Riesenkokarde, mit einem hohen, dünnen Federbusch darüber, der, ruppig und geknickt, nach seitwärts nickte. Ein weiß gewesenes Kopftuch sah unter dem garstigen Filz hervor. Eine blaue, baumwollene Jacke war mit einem gelben, schmutzigen Umschlagkragen versehen und stand an der Brust weit genug auf, um statt des Hemdes das braune Fell gewahren zu lassen. Kurze Hosen vom Material und von der Farbe der Jacke waren dicht unter den Knieen gebunden und so weit, daß sie wie ein Weiberrock aussahen. Ein Paar elende nackte Beine, waderlos und von dunkelgelber Farbe, sahen daraus hervor. Die langen Zehen der plumpen, unbekleideten Füße waren mit Metallringen geschmückt. Ein Monstrum von schlechtgeputzter Patrontasche und ein Bajonet in der Lederscheide schaukelten sich an schmutziggelben Riemen auf des Mannes dürrem Hintertheil, während er, unter der Last einer gewaltigen Muskete gebeugt, mit krummen Knieen auf und nieder schlich. Was ich demnächst von der batavischen Heeresmacht sah, die Wache am Thor, die Soldaten auf der Straße,

erinnerten mich sofort an des tapfern Sir John's Rekruten, an „Warze," „Schatten" und „Bullenkalb," deren Bekanntschaft ich durch den Professor de Vos kürzlich erneuert hatte.

Es ist ein seltsames Volk, diese Holländer! Wie der alte Admiral van Koen 1619 bemüht gewesen ist, das ärgste Sumpfloch an der Nordküste Java's aufzufinden, um dahinein die neue Stadt zu bauen, natürlich genau nach dem Muster seiner heimathlichen Städte, mit dem ganzen Reichthum an Kanälen, Abzugsgräben und Wasserläufen, mit ihren Grachten und Kai's, mit ihren Backsteinhäusern und Stufengiebeln! Natürlich konnten die Mijnheers nur in Häusern wohnen, zu denen die Ziegeln in Holland gebrannt und die Sandstein-Einfassungen dort den richtigen Schnörkelputz erhalten hatten. So ist denn diese Stadt entstanden, welche durch ihre Ungesundheit berüchtigt ist. Welche Ausdünstung haben diese trüben Kanäle mit ihrem dicken, stagnirenden Gewässer in der Glut des Tropenklimas!

Der wahre Holländer trägt weder in Kleidung, noch in der Lebensweise dem Klima die nöthige Rechnung. Er weist die Belehrungen und Warnungen wohlgesinnter „Altgäste" mit dem Spruch: „Dat lusten wij Hollanders niet!" übermüthig zurück und setzt im Gefühl seiner Unabhängigkeit: „Elk ziyn meug!" (Jedem nach seinem Geschmack!) hinzu. So ist denn

Batavia der Ort geworden, der Tausenden von Europäern ein frühes Grab gebracht hat und noch bringt, wiewohl nach und nach doch selbst die verstocktesten Holländer dahinter gekommen sind, daß die Auswahl des Bauplatzes für die Hauptstadt des holländischen Indiens, welche der tapfere General getroffen hat, nicht eben eine glückliche war. „Dat haad ju ook wel beter kunnen doen!“ sagten die Nachkommen der siebenten Generation gelassen, und begannen dann mit dem Motto: „Langzaam gaat zecker!“ sich allmählich aus dem Sumpf zur Höhe von „Wel-te-Vreeden“ empor zu ziehen. Der General-Gouverneur aber ist noch etwas weiter gezogen und hat, in Berücksichtigung seines vor Allem wichtigen Wohlseins, in „Buytenzorg,“ vier Meilen von der Hauptstadt Residenz genommen, von wo aus er wöchentlich ein oder das andere Mal sein Schloß bei Batavia besucht. Von den dreitausend Europäern sind nur die Aermeren im Sumpfe der Altstadt stecken geblieben. Die Reichen haben nur ihre „Kantoors,“ Packhäuser und Magazine, dort gelassen, sind aber mit ihren Familien nach außerhalb gezogen. 23,000 Javanen, 14,000 Chinesen und 6000 Araber wohnen in Vorstädten, welche die Altstadt umschließen, in ihren abgesonderten Campongs. Nur die frechen, schlauen und gewinnsüchtigen Chinesen haben sich mit ihren Warong's (Kaufläden) in die Villengegenden von Wel-te-Vreeden

und Molenvliet ꝛc. eingedrängt. Die reichern von ihnen haben sich dort sogar Wohnhäuser nach ihrem heimathlichen Geschmack gebaut, die, meist in schönen Gärten gelegen, „ramah-gedong“ und, wenn sie durch eine Treppenflucht erhöht, besonders stattlich sind, „ramah-tangga“ genannt werden.

Ich fand im „zwarten Jager“ eine freundliche Aufnahme und traf mit dem Wirth, einem Deutschen, in Betreff meiner Pension ein Uebereinkommen, wonach mir mein täglicher Unterhalt allerdings viel höher zu stehn kam, als ich erwartet hatte. Nachdem ich indeß den Preis erfuhr, den ich „in de Vrienschap“ für Adelheid bezahlen mußte, so war ich über die Billigkeit des „Jagers“ erfreut. Die Einrichtungen in diesem Gasthofe sind für mich um so vortheilhafter, als sie, auf europäischen Glanz und holländische Moden verzichtend, nach allen Richtungen hin den klimatischen Verhältnissen Rechnung tragen. Die Wohnräume, Zimmereinrichtungen, Speisen und Getränke entsprechen den gesundheitlichen Rücksichten mehr, als es die meisten reichen und verwöhnten Europäer sich gefallen lassen mögen. Statt z. B. dem Selterswasser (Ajer blanda) Rheinwein oder Champagner beizumischen, versetzt man es an unserer Tafel mit einem sehr wohlschmeckenden, säuerlichen Fruchtsaft. In Stelle eines endlosen Diners von einem Pariser Chef de cuisine nach allen Regeln

der feinsten, französischen Küche, mit den schärfsten Gewürzen und pikantesten Saucen bereitet, wie es die „Freundschaft" bietet, essen wir im „Jager" wenige einfache, aber recht wohlschmeckende Gerichte, welche weder das Blut in Wallung setzen, noch den Durst vermehren, von dem man hier ohnehin so arg geplagt wird. Ich bin hoch erfreut, daß an unserer Tafel einige Offiziere, Militairbeamte und Aerzte speisen, meist ernste, ältere Männer, durch deren nähere Bekanntschaft mir mein vorläufiges Geschäft, Einsicht in die hiesigen Verhältnisse zu gewinnen, gewiß wesentlich erleichtert werden wird. Den Vormittag werde ich zum Umherwandern benutzen, die Zeit der Siesta und die Abendstunden aber bei meiner Frau zubringen.

Mein Wirth hat die Freundlichkeit gehabt, meine Werthsachen und die Schätze, welche Frau von Creubec mir anvertraut hat, in Verwahrung zu nehmen; eine Maßregel, mit welcher jene Dame vollständig einverstanden ist.

Batavia, im Dezember 1799.

Vom Militair des holländischen Ostindiens habe ich schon in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts ausreichend genug gesehen und gehört, um noch den Wunsch zu hegen, demselben als activer Soldat anzugehören. Ich muß bekennen, daß ich lange Zeit dachte, Herr de Vos habe die Mängel

desselben mit zu grellen Farben ausgemalt. Hatte ich doch in meiner Heimath recht verständige und weltmännisch gebildete Leute kennen gelernt, welche gegen den Soldatenstand ein ungerechtfertigtes Vorurtheil hegten. Ich habe mich indeß durch den Augenschein davon überzeugt und vielfache Gespräche mit Militairs der verschiedensten Rangklassen haben mich belehrt, daß die Schilderungen des Professors keineswegs übertrieben waren, sondern, nach mancher Richtung hin, noch weit — weit hinter der Wirklichkeit zurück geblieben sind. Dieses gilt namentlich in Bezug auf die Mißachtung, mit welcher der Soldatenstand angesehen wird, wozu die Duldung einer Menge schlimmer Subjecte von offenkundiger Gemeinheit in den Offiziercorps nicht wenig beitragen mag. Solcher Offiziere Untergebener und Kamerad mag ich nicht werden! Auch in Bezug auf das übrige Beamtenthum und auf die Schwierigkeit, in demselben eine Anstellung als Oberbeamter zu erringen, habe ich die Mittheilungen des Herrn de Vos völlig korrekt gefunden. In welcher Lage würde ich mich befinden, wäre ich hier als verheirathet aufgetreten? Trotz meines Anstellungsdekrets würde ich vom General-Gouvernement zurückgewiesen worden sein und jede andere Pforte, an welche ich geklopft, verschlossen gefunden haben. Je mehr ich die Wahrhaftigkeit der Schilderungen hiesiger Zustände des Herrn

de Vos, begründet auf die genaue Kenntniß der Verhältnisse, schätzen lernte, um so höher ist mein Zutrauen zu ihm und meine Hoffnung auf die Unterstützung von „Sechs und fünfzig B" gestiegen. So bin ich denn in Gottes Namen dahin gegangen, wo ich Rath und Beistand erwarten konnte.

Ich war genau zur Stunde der Frühmesse in der Kirche „Unserer lieben Frauen zum Hospital." Ich traf dort am Vorhang, der die Vorhalle von der Kirche trennt, einen Almosensammler mit grünem Augenschirm, der einen grünen Rosenkranz um die linke Hand geschlungen hatte. Ich legte ihm den Mariengroschen mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christ!" auf den Tellerrand. Nachdem der Mann die Münze befühlt hatte, neigte er sich vor und raunte mir: „Sechs und fünfzig!" zu, was ich mit der Gegenlosung: „B" flüsternd erwiederte. „Nach der Messe!" sagte er sodann, wiederholt mit dem Kopfe nickend, mit einer Art Verbeugung.

Als nach beendeter Messe die wenigen Zuhörer die Kirche verlassen hatten und ich ihnen folgte, gab der Mann an der Portière mir einen Wink, ihm nachzufolgen. Wir verließen die Vorhalle durch eine Seitenthür, welche auf einen weiten, rings von hohen, klosterartigen Gebäuden umgebenen Hof führte. Ueber der Thür des Hauses, auf welches wir zuschritten, stand mit großen Buchstaben: „Hospital!" Aus einem weiten, lichten Flur traten wir in ein kühles Zimmer, dessen Fenster durch Stabjalousien so fest verschlossen waren, daß ich, obenein durch den plötzlichen Lichtwechsel geblendet, Anfangs nichts zu unterscheiden vermochte. Nur allmählich gewahrte ich, daß ich mich in einem hohen gewölbten Raume von mäßiger Größe befand, einem Manne gegenüber, der, in einem weiten lichten Gewande, mit dem Rücken gegen das Fenster, an einem Tische saß. Eine Kapuze verhüllte die Konturen des Kopfes und den obern Theil des Gesichts, während er ein weißes Taschentuch in der Art vor das Gesicht hielt, wie die katholischen Priester es im Beichtstuhl zu thun pflegen. Von seinen Gesichtszügen war somit so wenig zu erkennen, wie von seiner Gestalt. Die mir völlig unbekannte, tiefe Baßstimme des Mannes erhielt durch das vorgehaltene Tuch einen dumpfen und unbestimmten Klang. Er sprach sehr fertig und richtig französisch, jedoch hörte ich deutlich heraus, daß es nicht seine Muttersprache war.

„Nehmen Sie Platz, mein Herr. Sie sind uns von guter Seite empfohlen. Wir werden Ihnen nach Kräften Beistand leisten. Wir können es indeß nur dann in rechter Art, wenn Sie uns Ihr volles Vertrauen schenken," sagte der fremde Mann.

„Ich bin mit dem Vorsatz hierhergekommen, Ihnen dasselbe rückhaltlos zu geben," entgegnete ich.

„Schreiben Sie, sobald Sie heimgekommen, Ihren

und Ihrer Frau Gemahlin Lebenslauf in möglichster Kürze nieder und legen Sie gefälligst diplomatisch genaue Abschriften aller der Dokumente hinzu, welche als Belag dazu dienen. Geben sie uns ferner eine Notiz über ihre finanzielle Lage und machen Sie uns mit der Art bekannt, wie sie Ihre Gelder angelegt haben. Schließlich setzen Sie uns von Ihren Wünschen in Kenntniß und präzisiren Sie die Beihülfe, welche Sie von uns in Anspruch nehmen, möglichst genau. Wir wissen, daß es sich um eine Anstellung in Staatsdiensten handelt, so auch, daß Sie mehrerer Sprachen mächtig sind. Wenn Sie solche bei den Ausarbeitungen in Verwendung bringen wollen, würden wir dadurch eine Ansicht über Ihre Fertigkeit in denselben gewinnen."

Als ich meine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte, entließ mich der Unbekannte mit der Bemerkung, daß ich zur Uebergabe meiner Papiere, in gleicher Weise wie heute, zu ihm gelangen könne.

Ich begab mich sofort zu meiner Frau, um derselben Mittheilungen über das Resultat meines Ganges zu machen, wobei ich mich natürlich genau innerhalb der Grenzen hielt, welche mir Herr de Vos gesetzt hat. Adelheid war über den Erfolg erfreut und unternahm sofort die Abschrift der Dokumente, während ich die andern Arbeiten anfertigte. Schon am dritten Tage hatten wir die sämmtlichen Schriftstücke sauber hergestellt und ich begab mich wiederum rechtzeitig zur Frauenkirche. Ich fand dort Alles wie bei meinem ersten Besuche. Der Unbekannte ließ meine Papiere unerbrochen im Couvert, worin ich sie ihm überreichte. Er erkundigte sich nach meiner und Adelheids Wohnung und empfahl mir, im Falle ich Geldgeschäfte habe, mich an den Notar Waitz, Ruyter's Gracht Nr. 20, aber vor Allem nicht an jüdische oder chinesische Banquiers zu wenden, und entließ mich mit der Versicherung, daß mir bald ein Bescheid auf meine Wünsche zu Theil werden solle.

„Von den Erfolgen unserer Schritte in Ihren Angelegenheiten sind wir stets genau unterrichtet, auch im Voraus von Ihrer Dankbarkeit überzeugt," setzte der Unbekannte schließlich hinzu. „Wir bitten deshalb, uns weder Anzeige über Ihre veränderte Lebensstellung zu machen, noch uns mündlich oder schriftlich danken zu wollen. Nur wenn Sie unserer dringend bedürfen, wenden Sie sich an uns. Sie besitzen noch eine der Erkennungsmünzen; bewahren Sie dieselbe sorgfältig. Wer weiß, ob sie Ihnen nicht noch einmal sehr erwünscht sein wird. Da bei uns das Personal einem fortwährenden Wechsel unterworfen ist, so sind Sie vielleicht nach kurzer Zeit schon allen Mitgliedern unserer Genossenschaft eine völlig fremde Person, welcher dieses Erkennungszeichen allein den Weg zu uns eröffnet."

Noch an demselben Tage sprach ich mit Frau v. Creubec und schlug ihr vor, ihre Werthsachen, welche ich bisher in Verwahrung gehabt, bei dem mir empfohlenen Notar Waitz zu deponiren. Sie war damit durchaus einverstanden. Wir fanden in dem Notar einen freundlichen älteren Herrn, der einen sehr angenehmen Eindruck machte und das Geschäft schnell erledigte. Er sagte mir beim Abschied, daß ich ihm von guter Seite empfohlen sei.

Frau v. Creubec theilte mir bei dieser Gelegenheit mit, daß Herr v. Creubec gegen ihren Wunsch beabsichtige, sich in größere Handelsunternehmungen einzulassen. „Wenn es nach meinem Willen ginge," sagte sie, „so begnügten wir uns mit dem, was wir haben. Die Zinsen werden ausreichen, selbst hier, wo Alles so theuer ist, ein ruhiges und behagliches Leben zu führen, ohne den geselligen Verkehr auszuschließen, sobald wir nicht die unnütze Eitelkeit haben, uns den Reichsten zugesellen und mit den Ersten in Verkehr und damit in Konkurrenz treten zu wollen. Alphons aber mag von einer stillen, bescheidenen Existenz nichts wissen. Er sei zu jung, meint er, um die Hände in den Schooß zu legen. Um hier angenehm leben zu können, bedürfe man anderer Einnahmen, als die Zinsen unseres Vermögens. Mit unserm ganz netten Kapital würde er arbeiten, und nicht nur die Mittel zu einem höchst anständigen

Leben herbeischaffen, sondern auch das Vermögen dergestalt vermehren, daß wir von dessen Zinsen im Alter ohne Arbeit auf gleichem Fuße würden fortleben können.

„Herr v. Creubec hat Herrn Winkelsett schon einen beträchtlichen Theil seiner Ladung an französischen Weinen abgekauft. Da ich kein Geld dazu gegeben habe, so kann ich mit Kummer ermessen, wie groß die Summe sein muß, welche er sich unrechtlich angeeignet hat. Die Weinspekulation, meint Alphons, wird eine vorzügliche sein, da, bei der Blokade der französischen Häfen, die Preise der französischen Weine, welche am hiesigen Platze so stark begehrt werden, sehr bald ungemein steigen müssen. Mit dem Verkauf gedenkt er vor der Hand an sich zu halten, und erst beim Knapp- und Theuerwerden loszuschlagen.

„Durch Herrn Winkelsett ist Alphons mit einem alten Kunden desselben," erzählte Frau Flora weiter, „mit einem Chinesen, Namens Ri-ka-sin, bekannt geworden, welcher aus dem Chinesen-Kampong sich herausgebaut hat und hübsche Häuser in der Gegend von Wel-te-Vreeden besitzen soll, in denen er ein, von der vornehmen Welt viel besuchtes Restaurantgeschäft betreibt. Mit diesem dicken, garstigen Menschen, dem die Schlauheit und Gemeinheit auf dem Gesichte geschrieben steht, will sich Alphons einlassen. Ich habe ihn um Himmels Willen gebeten, diesem Scheusal fern zu bleiben, erhielt aber darauf eine

solche Antwort, daß ich für's Erste nicht lüstern bin, mich wiederum in Geschäfts-Angelegenheiten zu mischen. Ich würde von diesen Dingen wohl nie etwas erfahren haben, wenn Alphons nicht meiner Kapitalien zur Durchführung seiner Projekte bedürfte.

„Er beabsichtigt, ein großes Etablissement am „Molenvliet" zu erwerben. Es besteht aus einer schönen, herrschaftlichen Villa, die, durch einen kleinen Ziergarten von der Straße getrennt, in einem prachtvollen Park gelegen ist. In diesem will Alphons, in Verbindung mit dem Chinesen, einen großartigen Vergnügungsort für die vornehme Welt anlegen. Es soll nicht allein für die feinsten Speisen und kostbarsten Weine gesorgt sein, sondern die Haute volée soll durch Lektüre, Concerte, kleine Ballet- und Theatervorstellungen, durch Spiel und Tanz eine abendliche Unterhaltung finden. Natürlich will Alphons dem technischen Geschäftsbetriebe ganz fremd bleiben und denselben völlig dem Chinesen überlassen. Er gedenkt überhaupt seine Geschäftsverbindung mit demselben geheim zu halten. Um auch äußerlich die Sonderung eintreten zu lassen, soll eine hohe Mauer unsern Garten von dem Vergnügungs-Etablissement völlig trennen. Er glaubt bestimmt, daß die Kapitalien, welche er in dieses Geschäft zu stecken denkt, sich außerordentlich verzinsen werden.

„Zum Ankauf jener Grundstücke am Molenvliet soll ich einen Theil meiner Gelder hergeben, welche er indeß durch Eintragung in die Hypothekenbücher auf meinen eigentlichen Namen für mich sicher stellen will.

„So unangenehm mir auch das ganze „Hinter dem Verdienst herlaufen" und das „Hoch hinaus wollen" Creubec's, wie widerwärtig mir namentlich seine Verbindung mit dem schmutzigen Chinesen und das Gründen eines solchen Vergnügungslokals ist, so wage ich doch nicht seinem Wunsch entgegen zu treten und werde des Herrn so wie des Notars Waitz Hülfe zum Eintragen meiner Kapitalien in das Hypothekenbuch wohl sehr bald abermals in Anspruch nehmen müssen."

Ich war erstaunt, Frau Flora in geschäftlichen Dingen so bewandert zu finden, was ich ihr, bei ihrem sonstigen fahrigen und oberflächlichen Wesen gar nicht zugetraut hätte.

Die „Rose von Bremen" hat mittlerweile die Anker gelichtet und schwimmt, mit den Schätzen Indiens beladen und einer Menge Passagiere am Bord, der Heimath zu. Am Tage, ehe das Schiff in See stach, gab Kapitän Schutter auf demselben seinen alten Passagieren ein glänzendes Diner, wobei wir schmerzlich den Professor de Vos vermißten. Seitdem er „die Rose" verlassen, hatte keiner von uns ihn gesehen.

Herr Winkelsett ist so gütig, einen langen Brief für Piet Piepenstock mitzunehmen, in welchem ich über meine bisherigen Erlebnisse und über meine Aussichten für die Zukunft genauen Rapport abgestattet habe.

Am Tage der Abfahrt ging ich mit Adelheid noch einmal zum Hafen. Wir sahen nicht ohne Rührung dem heimkehrenden Schiffe nach. Werden wir auch einmal froh in die Heimath zurückkehren?

Batavia, den 12. Januar 1800.

Vor einigen Tagen brachte mir ein Javane folgendes, mit einen Mariengroschen gesiegeltes Schreiben in französischer Sprache ohne Unterschrift:

„Da Sie wünschen, in der Militairverwaltung angestellt zu werden, so senden Sie eine Kopie einliegender Eingabe an das General-Kommissariat ab."

Die Eingabe war in holländischer Sprache, ungemein kurz gehalten. Ich schrieb sie wörtlich ab und trug sie persönlich in das Büreau der bezeichneten Behörde.

Ich war sehr erstaunt, schon am Tage darauf eine Aufforderung zu erhalten, mich behufs persönlicher Vorstellung und zur Prüfung meiner Befähigung zu einer genau angegebenen Zeit im Geschäftslokale des General-Kommissariats zu Wel-te-Vreeden zu melden. Sorgfältig, doch bescheiden gekleidet, stellte ich mich mit militairischer Pünktlichkeit ein, ehe die Glocke ausgeschlagen hatte.

Eine sehr respektable Kommission, zumeist aus Stabsoffizieren bestehend, mit einem General als Vorsitzenden, saß um eine grüne Tafel. Ich wurde zuerst nach meinen sprachlichen Kenntnissen befragt und hatte in verschiedenen Sprachen Unterredungen über Gegenstände aus dem Gebiete der Wissenschaften, wobei die Herren abwechselten. Es waren namentlich Arithmetik und die Militair-Wissenschaften, auf welche man näher einging. Man machte es indeß sehr gnädig und ich wußte allenthalben Rede und Antwort zu geben. Schließlich begann ein dicker Herr mich über die Verwaltung der batavisch-ostindischen Armee und über das Rechnungswesen bei derselben in das Examen zu nehmen. Ich erklärte indeß von vornherein, solche Kenntnisse überhaupt nicht zu besitzen.

Man entließ mich hierauf für eine halbe Stunde; sodann erklärte mir der vorsitzende General, daß meine wissenschaftliche Ausbildung vollkommen genüge, daß ich indeß, um definitiv angestellt zu werden, einer genauen Kenntniß des Kassen- und Rechnungswesens, sowie der speziellen Orientirung in der Militair-Verwaltung bedürfe. Zu diesem Zweck gestatte man mir, als unbesoldeter Volontair, den Eintritt in die Büreaux des Kapitäns Mokus. Derselbe war angewiesen, meine Ausbildung in diesen Gegenständen zu leiten. Nach drei Monaten soll der Kapitän über

meine Fortschritte Bericht erstatten, und wenn dieser günstig lautet, soll meine Anstellung als Ober-Sergeant und Zahlmeister-Gehülfe in der Militair-Verwaltung erfolgen. Nachdem ich sodann die verschiedenen Dienstbranchen der Militair-Verwaltung praktisch durchgemacht habe, was einen Zeitraum von nicht einem Jahr in Anspruch nimmt, ist mir gestattet, das Examen zum „Zahlmeister" abzulegen. Ich werde sodann, bei Einzahlung einer Kaution von zehntausend Gulden, in diese Stellung, mit welcher der Offizierrang verbunden ist, nach meiner Wahl entweder bei der Truppe, oder bei der Intendantur einrücken. Von da an avancire ich nach meinem Patente mit den aktiven Offizieren der Kolonialtruppen und empfange das Gehalt und die Kompetenzen meiner Charge.

Ich war mit diesem Bescheid sehr wohl zufrieden und bin schon am nächsten Tage als „unbesoldeter Volontair bei der Militair-Verwaltung" eingetreten.

Adelheid ist über die Wendung, welche unsere Angelegenheiten genommen haben, sehr erfreut. Die Aussicht, binnen drei Monaten im eignen Haushalt ungestört zusammen leben zu können, macht uns glücklich, und mancherlei Unannehmlichkeiten unserer jetzigen Lage erträglich. Wir beklagen aber von Herzen, weder dem braven Professor de Vos, noch den unbekannten Helfern unsere Dankbarkeit ausdrücken zu können.

Der Hauptmann Mokus, der dicke Herr, welcher mich in den Dingen examiniren wollte, von denen ich nichts verstand, hat mich sehr freundlich aufgenommen. Ich bin jetzt emsig beschäftigt, in die Geheimnisse der doppelten italienischen Buchführung einzudringen. Sehr langweilig, aber unerläßlich nothwendig!

Als Herr v. Creubec erfuhr, daß ich binnen drei Monaten eine definitive Anstellung erwarten könne und dann meine Frau zu mir nehmen werde, machte er mich darauf aufmerksam, daß der Chinese Ri-ka-sin sein bisheriges Weinhaus, welches zunächst dem Exerzierplatz vor Wel-te-Vreeden am Ysseldijk gelegen sei, aufgeben werde, um ein größeres am Molenvliet zu eröffnen. Mit jenem Weinhause liege das bisherige Wohnhaus des Chinesen in demselben Garten. Ri-ka-sin beabsichtige, mit seiner zahlreichen Familie das letztere zu verlassen, um das bei Weitem größere vormalige Weinhaus zu beziehen, sein bisheriges Wohnhaus aber zu vermiethen. Dasselbe sei in jeder Art für mich geeignet und der Chinese würde erfreut sein, dasselbe einem sicheren Manne und Bekannten Creubec's, gegen den er große Verpflichtungen habe, um einen billigen Zins zu überlassen.

Das Ehepaar Creubec, Adelheid und ich, fuhren nach dem Ysseldijk hinaus, um die Besitzung des Chinesen Ri-ka-sin in Augenschein zu nehmen. Hart

an der Straße liegt dessen Weinhaus, ein großes Gebäude, das stylos, nach europäischem Geschmack, aufgebaut ist. Hinter demselben breitet sich ein reizender Garten aus, der mit Blumen, Stauden, Frucht- und Zierbäumen aller Art auf das reichste geschmückt ist. In Mitten desselben liegt das bisherige Wohnhaus des Chinesen, das er räumen und uns vermiethen will. Es ist eins der ganz im chinesischen Geschmack gebauten Lusthäuschen, die man hier „Ramatangga“ nennt. Es erhebt sich auf einer Treppenflucht von Sandstein und besteht aus drei in eine Front gestellten Pavillons mit wunderbar geschweiften, weit überstehenden Dächern, die mit seltsamem Schnitzwerk und an den vorspringenden Gesimsecken mit Glöckchen verziert sind. Der mittlere Pavillon ist achteckig und bei Weitem der geräumigste. Offene Säulenhallen, welche mit zierlichen Matten-Rouleaux geschlossen werden können, verbinden ihn mit den beiden quadratischen Seitenpavillons, welche nur ein Gemach enthalten. Ein besonderer, nach rückwärts gelegener Anbau am Mittelpavillon enthält die Küche, Wirthschaftsräume und Zimmer für die Dienerschaft.

Durch allerlei abenteuerliches Schnitzwerk, durch vielfarbige, doch keineswegs geschmacklose Malereien von Arabesken und Thieren und reiche Vergoldungen, vor Allem aber durch die prächtigsten Dekorationen von Blumen und Schlingpflanzen, erhält das Ganze

etwas Frisches, Zierliches und Reiches, welches durch die versteckte Lage unter mächtigen, schattigen Bäumen, von Formen, die unseren Augen fremd sind und uns seltsam erscheinen, um so reizender hervortritt.

So außerordentlich mir das Häuschen gefiel, so widerwärtig erschien mir der Besitzer, vor dem Adelheid förmlich erschrak. Wiewohl Herr Ri-ka-sin, ein fetter Chinese mit einem gelben, breiten Laternengesicht, in kriechendster Demuth erstarb und das süßeste Lächeln keinen Moment von seinem weiten, schlaffen Munde verschwand, so konnte er doch seine Augen nicht verbergen, die schiefen, wässerigen Schlangenaugen, welche so begehrlich, schlau und falsch glitzern. Der Miethpreis, den der Mann stellte, war gering und ich schlug um so lieber zu, als das Haus meinem Geschäftslokale nahe liegt. Bei der hier herrschenden Hitze und dem gewaltigen Staube sind weite Wege für Fußgänger im höchsten Grade beschwerlich, und an den kostbaren Luxus, uns einen Bendy, ein Wägelchen mit einem kleinen javanischen Pferdchen, zu halten, dürfen wir noch lange nicht denken.

Batavia, 15. April 1800.

Ich habe den Fuß im Bügel; meine Lehrzeit ist vorüber und ich bin als Ober-Sergeant und Zahlmeister-Gehülfe bei der Militair-Verwaltung mit einem Gehalte von sechszig Gulden, das sind vier

und dreißig preußische Thaler, monatlich, definitiv angestellt und vereidigt worden.

Das Gehalt klingt nach mehr, als es in Wirklichkeit ist. Hier, wo die Landessitte dem Europäer einen großen Hausstand aufzwängt, ist es eine verschwindende Kleinigkeit, abgesehen davon, daß einige Lebensbedürfnisse sehr theuer sind. Außer dem Koch, einem alten Javanen, der kein Gefäß reinigt und zu dem Zweck noch einer Gehülfin bedarf, haben wir ein junges Liplapp-Mädchen als Stuben- und Kammerjungfer. Außerdem zahlen wir einem Chinesen, Namens Bi-ko-tu, welcher bei unserm Hauswirth Gärtnerdienste verrichtet, dafür, daß er die Blumen und Schlinggewächse in und um unser Haus in Ordnung hält, und mir die Kleider reinigt, den halben Lohn.

Meine Eitelkeit hat durch das Anlegen der sehr häßlichen und dazu unbequemen Sergeanten-Uniform, welche ich im Dienst stets in der Kommiß-Original-Ausgabe tragen muß, und nur außer Dienst mit einer feineren eignen vertauschen darf, einen häßlichen Stoß erlitten. So sehr mein liebes Weibchen mir auch versichert, daß ich darin ganz trefflich aussehe, so glaube ich doch dem Spiegel mehr als ihr. Ich finde mich ganz abscheulich in dieser groben, schäbigen Löwenhaut und bin glücklich, wenn ich sie in unserer behaglichen Wohnung mit luftigen, leichten Gewändern vertauschen darf.

Adelheid und ich haben frühzeitig begonnen, uns die Halme und Federn für unser niedliches Nestchen am Yfseldijk zusammenzutragen. Fast sämmtliche Möbel haben wir im Chinesen-Kampong gekauft. Ich kann nicht leugnen, daß Ri-ka-sin uns dabei sehr behülflich gewesen ist und uns sicher vor vielen Uebertheuerungen geschützt hat. Auch muß ich seinen feinen Geschmack anerkennen. Er hat unter Anderm mir einen Sekretair und meiner Frau ein Arbeitstischchen verschafft, welche mit ihren geheimen Fächern und ihrer ausgelegten Arbeit wahre Wunderwerke der Kunsttischlerei sind. Bei unserer Freude am Schönen haben wir elende Geldwirthe denn schon wieder einmal unsern Geldetat in unverantwortlicher Art überschritten. Die Strafe folgte dieses Mal auf dem Fuße! So schändlich, wie es klingt, so ist es dennoch leider wörtlich wahr, wir haben der Ausgleichung wegen unsere brave Sara verkaufen müssen. Statt dem Uebereinkommen gemäß Herrn v. Creubec die Hälfte des Preises zu erstatten, den er auf das brave schwarze Mädchen eingezahlt hatte, und dadurch Sara ganz für uns zu erwerben, waren wir gezwungen, sie in die Hand des Mitherrn übergehen zu lassen, um nicht gar zu tief in unser Grundkapital zu greifen. Es wurde uns dieser Schritt um so schwerer, als Sara für meine Adelheid eine wahrhaft schwärmerische Zuneigung gefaßt hat und sie, mit der

Leidenschaft der Tropenkinder unter tausend Thränen und auf den Knieen uns beschwor, sie nicht in die Hände der Familie Creubec übergehn zu lassen. Das arme Kind ließ dabei nicht undeutlich merken, daß sie sich vor Herrn v. Creubec fürchtet und daß dieser seinen Herrenrechten eine weitere Ausdehnung zu geben trachtet, als es der frommen und sittsamen Sara wünschenswerth ist. Die Rechnung, welche für Adelheid's Aufenthalt in der „Freundschaft" aufgelaufen war, hat eine ganze Summe hinweggenommen, die weit höher sich bezifferte, als wir gedacht hatten. Auf die außerordentlichen Ausgaben, welche die Creubec'sche Familie in ihrer Vergnügungssucht machte und in die Adelheid mit hineingezogen wurde, hatten wir allerdings nicht gerechnet.

Bei alledem muß ich sagen, daß ich die Kosten, welche wir auf unsere Hauseinrichtung verwendet haben, nicht bereue. Es ist ein gar liebes und trautes Nestchen geworden und wir leben darin glücklich wie ein Paar Tauben. Gottlob hat sich ja der Blick in die Zukunft geklärt. Ach, könnte ich so freudig, wie ich nach vorwärts sehe, auch nach rückwärts blicken!

Der Galgen am Zwinger will mir nicht aus dem Sinn!

Herr v. Creubec hat seine Villa im feinsten Geschmack ausgestattet. Er hält ein sehr niedliches Gespann arabischer Schimmel und eine zahlreiche

Dienerschaft. In jeder Art tritt er als reicher Rentier auf und hält seine Verbindung mit Ri-ka-sin streng verborgen. Seine Villa und das Vergnügungs-Etablissement des Chinesen sind durch eine hohe Mauer geschieden. Das letztere ist bereits eröffnet und findet ungemeinen Beifall. Der Genußmensch findet dort Alles, was sein Herz begehrt; die Preise sind dabei enorm, so daß schon dadurch das Institut etwas Exklusives erhält, was für manchen renommirenden Parvenü ein neues Reizmittel ist. Ich habe unsern Hauswirth am Tage vor der Eröffnung seines Etablissements einmal dorthin begleitet, und war erstaunt über das Raffinement der Einrichtung und über die schlaue Berechnung auf die Leidenschaft der Menschen zum Sinnengenuß, der ihnen dort nach allen Richtungen in verlockendster Form geboten wird.

Batavia, den 20. April 1800.

Während der acht Tage, in denen ich die Uniform trage, habe ich eine recht unangenehme Erfahrung gemacht. Es ist mir aufgefallen, daß meine Bekannten, wenn ich ihnen auf der Straße begegne, meine Grüße nicht mehr mit der freundlichen Weise erwiedern, wie ich es sonst von ihnen gewohnt war. Fast alle zeigen mir etwas Reservirtes und Fremdthuendes, was mich verletzt. Ein trauliches Zunicken, ein Stehenbleiben, Händeschütteln und Befragen nach

Wohlergehn und Vorhaben findet nicht mehr statt. Selbst Liplapps, welche, als Unterbeamte, Klerks und Kommis angestellt, es sich früher zur besondern Ehre anzurechnen schienen, wenn Mijnheer Max Natz ihren Namen kannte und ihnen ein freundliches Wort gönnte; Leute, die unsere Bekanntschaft sonst auf der Straße schon von Weitem durch die höflichsten Grüße geltend machten: selbst diese Liplapp's schienen zweifelhaft zu sein, ob sie mich kennen dürfen. Die einen nehmen ihren Hut mit einer vornehmen Herablassung ab, andere lassen es mit einer nachlässigen Hindeutung der Hand nach dem Hohlschädel abgemacht sein.

Am meisten fällt mir die Veränderung des Betragens bei Herrn v. Creubec auf. Er, der es sonst niemals an der achtungsvollsten Höflichkeit und Zuvorkommenheit fehlen ließ, er erwiedert meinen Gruß entweder in flüchtig-geringschätziger Art, oder, was zumeist der Fall ist, er findet auf der Seite, wo ich nicht bin, einen Gegenstand, welcher sein Interesse in so hohem Grade beansprucht, daß ich darüber völlig übersehen werde und mein Gruß keines Gegengrußes gewürdigt wird.

Als uns Madame Flora besuchte, fragte ich die aufrichtige Frau gradezu, was ich gegen Herrn v. Creubec verbrochen habe, da sein Benehmen mir gegenüber sich so wunderbar verändert habe.

„Das ist eine recht unangenehme Geschichte, mein theurer Freund," entgegnete die Dame mit großer Unbefangenheit. „Sehen Sie, mein Alphons kam neulich ganz aufgeregt nach Hause und sagte: „Da hat sich Herr Natz in diese scheußliche Uniform stecken lassen. Wenn noch ein Paar Epauletten oder Achselbänder die Misère vergoldeten, dann ging es noch. Aber der Unglücksmensch steckt in der Kommisuniform eines Sergeanten und hat es nicht über ein Paar elende Chevrons gebracht. Von einem intimen Umgang kann natürlich fernerhin nicht mehr die Rede sein. Ist es doch schon unangenehm genug, wenn man von einem Subjekt jener Schwefelbande gekannt und auf der Straße von einem Soldaten gegrüßt wird. Wer hier mit derartigen Leuten verkehrt, ist für die Gesellschaft verloren. Merken Sie sich das, Madame," setzte Alphons höchst ernstlich hinzu, „so lange Herr Natz, wie sehr er auch Ihr enfant chéri sein mag, diese garstige Livrée trägt, darf er nicht mit Ihnen zusammen gesehen werden. Ich verbiete es Ihnen hiermit ausdrücklich, den Sergeanten Natz in unserm Hause zu empfangen und ihn auf der Straße zu bemerken."

In Thränen ausbrechend rief sie dann aus: „Mußte es denn durchaus sein, mein lieber, theurer Freund, daß Sie sich so erniedrigten? Gab es keinen Ausweg mehr; war kein anderes Mittel mehr für

Sie vorhanden, sich über Wasser zu halten? Wie sehr beklage ich Sie und hier meine geliebte und hochverehrte Freundin, die ihrer Liebe ihre Lebensstellung so heldenmüthig geopfert hat."

„Beruhigen Sie sich, meine gute Frau v. Creubec," entgegnete Adelheid sanft und ohne jede Ironie; „mein Mann wird sich Ihrem Herrn Gemahl gewiß nicht aufdrängen und es bestimmt vermeiden, Sie in den unangenehmen Konflikt zwischen Ihrer Freundschaft zu ihm und den ausdrücklichen Befehlen Ihres Herrn Gemahls zu bringen. Was mich aber anbetrifft, so thun Sie Unrecht, mich zu beklagen. Die Frau des Sergeanten Max Natz ist eine sehr glückliche Frau! Sie hat hier niemals eine gesellige Stellung eingenommen und somit auch keine verloren. Aber eine Stellung habe ich und werde sie unverbrüchlich festhalten — die, meines von Herzen geliebten und hochgeachteten Mannes treue Frau zu sein!"

Meine brave Adelheid hatte, ohne es zu ahnen, mit dieser Erklärung einen recht wunden Fleck der Frau v. Creubec getroffen. Wiewohl der Ton der Rede schwungvoll und energisch war, so fehlte ihm dennoch alles Scharfe und Verletzende, so daß Frau v. Creubec bestimmt herausfühlen mußte, daß Adelheid einer absichtlichen Kränkung sehr fern stand. In dieser Weise hatte die gutherzige Flora die Rede auch aufgefaßt, obgleich dieselbe sie auf das Schmerzlichste berührte. Sie brach in Thränen, nicht der Empfindlichkeit oder zorniger Erregung, sondern der bittersten Betrübniß über sich und ihren Mann aus und sagte, indem sie Adelheid's Hand herzlich drückte:

„Sie haben Recht, tausendmal Recht! Ja, Adelheid, Sie sind eine glückliche Frau! Sie lieben und achten Ihren Mann und sind der Liebe und Achtung desselben würdig! Ach, Sie sind glückliche Menschen! Wie so ganz anders wir!"

Ich bin seitdem nicht mehr in das Haus des Herrn v. Creubec gekommen und gedenke es auch niemals wieder zu betreten. Eben so wenig habe ich diesen Herrn durch Grüßen beim Begegnen in die Verlegenheit gebracht, den Gruß erwiedern zu müssen. Meine Frau wird in Zukunft nur dann Madame Flora besuchen, wenn sie durch Sara erfährt, daß dieselbe unwohl ist.

Batavia, Juli 1800.

Frau v. Creubec besucht meine Frau fast täglich und hat für sie die erdenklichste Gefälligkeit, wie nur eine wahre Freundschaft sie zu bieten vermag. Da ich zu Ausgängen keine Zeit habe und Adelheid sich nur ungern auf der Straße zeigt, wo ihr Erscheinen stets Aufsehn erregt; da unsere Kammerzofe, als eine ächte Liplapp, stets viel Zeit braucht, um Straßen-

toilette zu machen, einmal unterwegs aber stundenlang ausbleibt und dennoch Alles verkehrt ausrichtet: so ist es für uns äußerst angenehm, daß die stets gefällige Frau Flora uns eine Menge kleiner Besorgungen abnimmt und namentlich Bücher, Noten, Zeichengeräth ꝛc. herbeischafft. Durch ihre häufigen Besuche der Bibliotheken, Buch- und Kunsthandlungen u. s. w. ist Frau v. Creubec in das unverdiente Renommée einer wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Dame gekommen. Herr v. Creubec hat sich von vornherein das Ansehn eines vornehmen und reichen Mannes gegeben und hat seinen Umgang in den höchsten Kreisen gesucht. Bei seinem angenehmen Aeußern und seinen weltmännischen Formen ist es ihm unschwer gelungen, dort Eingang zu finden. Frau Flora, bei ihrem Renommée der Wissenschaftlichkeit, ihrer pariser Zungenfertigkeit und ihrem musikalischen Talent, hat bei den holländischen Damen Gefallen gefunden, sie ist indeß lebensklug genug, intimeren Umgang in jenen Gesellschaftskreisen zu vermeiden.

In der letzteren Zeit kommt Frau v. Creubec mit ihrem schwarzen Adjutanten, wie ich Sara scherzweise zu nennen pflege, täglich in unser Haus. Die Frauenzimmer sind sämmtlich von ganz ungemeiner Geschäftsthätigkeit. Sie nähen, stricken, sticken, häkeln und schneidern ohne Ende, schleppen eine Menge kleinen Krams zusammen und werden nicht müde,

kleine Mützchen und Jäckchen, Wickeln, Windeln und Lätzchen zu nähen, zu säumen, zu garnieren und zu verzieren, mit allerlei bunten Bändern, Spitzchen und Litzchen auszustaffiren. Sie packen ein und packen aus, spielen damit in höchstem Ernst und thun gar wichtig und geheimnißvoll. Der schwarze Adjutant spielt dabei eine hervorragende Rolle und scheint Diejenige, welche von allen den Dingen am meisten versteht. Meine Gegenwart wird nicht sehr gewünscht, und von den äußerst wichtigen Berathungen über das zu Beschaffende werde ich völlig ausgeschlossen. Nur zur Aushändigung von Geld bedarf man meiner.

Damit steht es indeß nicht gar üppig. Ich bin bis auf die Tausend-Pfundnote völlig fertig. Selbst diese ist, wenn auch nicht gewechselt, so doch belastet, indem ich unter Verpfändung derselben von meinem Hauswirth, dem Chinesen Ri-ka-sin, die Summe von tausend Gulden in zwei Raten entliehen habe. Von denen habe ich, auf die Kosten der Niederkunft Adelheid's hin, die zweite Rate in blanken Dukaten noch unberührt im Geheimfach meines Schreibtisches liegen und auch von der ersten Rate habe ich noch einen hübschen Bestand. Da ich zur Kaution als Zahlmeister und zum Heiraths-Consens zusammen nur 10,000 Gulden zu deponiren brauche, die tausend Pfund aber etwa 13,000 Gulden werth sind, so derangirt mich das Darlehn Ri-ka-sin's keineswegs.

sondern mir bleiben noch immer 2000 Gulden Ueberschuß. Das Zahlmeistergehalt mit den Zinsen unserer Kaution werden ausreichen, um unsere Ausgaben zu decken, selbst wenn ein drittes kleines Persönchen miteſſen will.

Ich mache mir Vorwürfe darüber, daß ich mich in der Geldangelegenheit an den Chineſen, ſtatt, wie mir der Unbekannte es eingeſchärft hat, an den Notar Waitz gewendet habe, zumal die Warnung grade=zu auf Juden und Chineſen lautete. Allerdings war dabei von Wechslern die Rede und von Geldgeſchäften, ſomit wohl mehr von einer anderweitigen Anlegung unſeres Vermögens, als von einem kleinen Darlehn. Es war mir unangenehm, einen Mann, wie den ſehr angeſehenen und vielbeſchäftigten Notar Waitz, mit ſo unbedeutenden Dingen zu behelligen.

Als ich bei dem Chineſen zu der verabredeten Zeit eben das Geldgeſchäft abmachte und ihm die Tauſend=Pfundnote als Sicherheit für das Darlehn übergab, trat Herr v. Creubec ein. Mir war das Zuſammentreffen recht fatal, zumal Ri=ka=ſin denſelben ſofort von unſerm Geſchäft in Kenntniß ſetzte und ihn aufforderte, den Schein, worin mein Hauswirth bezeugt, die Tauſend=Pfundnote als Pfand von mir empfangen zu haben, als Zeuge zu unterſchreiben. Unſer gemeinſchaftlicher Gärtner und Dienſtmann Bi=ko=tu, welcher grade unter unſerm Fenſter arbeitete, gab den andern Zeugen ab.

Bei dieſer Gelegenheit, wohl unter Mitwirkung eines trefflichen Hochheimers, mit welchem der Chi=neſe uns regalirte, machte ich dem Herrn v. Creubec meinen Standpunkt ihm gegenüber mit ungeſchminkter Deutlichkeit klar. Er war voller Höflichkeit und ſchmiegte und wand ſich in kläglichſter Art, um ſein Benehmen zu entſchuldigen. Ich glaube nicht, daß durch dieſes Zuſammentreffen unſer Verhältniß an Zärtlichkeit gewonnen hat, wie artig er ſich auch verabſchiedete.

Viertes Kapitel.

Wie Max bestohlen und betrogen, an einem Tage Vater und Wittwer wird und in schwere Krankheit verfällt. — Kaspar Rodewald zeigt ihm einen Ausweg aus dem Elend, den unser Held aber nicht einschlägt.

Batavia, September 1800.

Wie der Blitz mit einem Schlage den prächtigen Palast in einen schwarzen, qualmenden Trümmerhaufen verwandelt, so liegt mein Lebensglück, durch die Hand des Geschicks zerstört, auf ewig vernichtet vor mir. Der blühende Mann, der an der Seite seiner herrlichen Frau glücklich und lebensfroh der Zukunft entgegenging, schleicht jetzt siech, gebrochen und einsam dem Grabe zu.

Mehr als drei Monate sind verflossen, seitdem ich die letzten Zeilen in dieses Erinnerungsbuch eintrug. Damals saß ich in unserm niedlichen Nestchen am Yfseldijk, und mein Auge fiel, wenn ich es vom Blatt erhob, auf mein geliebtes Weib, das mir zärtlich zunickte. Heute sitze ich in einer Kasernenstube und meine Adelheid liegt im Grabe.

Ich gedenke während der Zeit, in welcher ich als Rekonvalescent noch dienstfrei bin, die traurigen Begebenheiten, welche so plötzlich auf mich eingestürmt sind, die mich über die Maßen elend gemacht und mein Lebensglück für immer zerstört haben, mit möglichster Genauigkeit niederzuschreiben. Es wird mir dadurch der Zusammenhang der Ereignisse selbst klarer werden, als es bisher der Fall war, indem mir die Hauptmomente in ihrer niederschmetternden Schwere zu sehr Hirn und Herz bedrückten, um für die Nebendinge viel Aufmerksamkeit übrig zu lassen. Ich will mich zwingen, auch diese mit all' ihren Details aufzuzeichnen, so schwer mir die Arbeit auch werden wird.

Sie wird recht langsam fortschreiten, da Kopf und Hand noch zum anhaltenden Schreiben zu schwach sind. Zudem ist das Kasernenzimmer mit den offnen Galerien auf beiden Seiten, wie sehr meine Haushälterin Mazra auch bemüht gewesen ist, es wohnlich einzurichten, doch eine recht schlechte Schreibstube. An die Ruhe gewöhnt, welche im Lazareth herrschte, kommt mir die Kaserne wie ein summender Bienenstock vor und meine schwachen Nerven leiden gewaltig unter dieser steten Unruhe, welche sich oft bis zum sinnverwirrenden Lärm steigert. Das Hin- und Herlaufen, Singen, Pfeifen und Rufen, das Weinen der Kinder, Bellen und Heulen der Hunde, die

Kommando's, Trommel- und Hornsignale, welche vom Hofe zu uns heraufschallen, und die niemals endenden musikalischen Uebungen auf allen erdenklichen Instrumenten, welche die über uns wohnenden Hautboisten machen, rauben mir oftmals alle Kräfte zum Nachdenken und zwingen mich, die Feder niederzulegen.

Die sämmtlichen Truppen auf Java empfangen ihre Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände, sowie ihre Waffen und das Feldgeräth aus den großen Militair-Depots zu Batavia. Für die Herstellung, Prüfung, Aufbewahrung und Vertheilung aller dieser Dinge ist ein großes Personal erforderlich, welches eine besondere Abtheilung des Kriegs-Kommissariats bildet. Eine Unterabtheilung ist mit Herstellung der Leibesbekleidung beauftragt, und eine Sektion derselben hat speziell für die Anfertigung der sogenannten „großen Montirungsstücke," wie Uniformen, Beinkleider, sowohl von Tuch, wie von Baumwollstoffen zu sorgen. Dieser Sektion der Montirungs-Kommission steht der Kapitän Mokus vor. Ich hatte in derselben bereits verschiedene Branchen durchgemacht, wie Rechnungsführung, Correspondenz, Abnahme und Prüfung der Materialien ꝛc. und war zuletzt mit dem Geschäftsverkehr zwischen den Handwerksmeistern und der Montirungs-Kommission betraut.

Die Anfertigung der Montirungsstücke geschieht

durch Civilschneider von den verschiedensten Nationalitäten, von Juden, Chinesen, Javanen und Arabern, welche in ihren Behausungen mit einer größern oder geringern Zahl von Gesellen arbeiten. Mir fiel das Geschäft zu, mit diesen Meistern zu contrahiren, unter ihnen die Arbeit zu vertheilen, sie mit den Materialien zu versehen, ihnen die fertig gestellten Uniformstücke abzunehmen und Zahlungen an sie zu übermitteln. Das ganze zur Arbeit nöthige Material ist in dem Depot vorhanden, von den verschiedensten Tüchern bis zu den geringsten Zuthaten. Dieses Material wurde von mir auf je zehn Tage liquidirt, sodann gegen eine vom Hauptmann Mokus unterzeichnete Quittung im Materialiendepot empfangen und darauf den verschiedenen Meistern übergeben. Es waren ferner an die Meister von zehn zu zehn Tagen, je nach der Menge der Arbeiter, welche sie beschäftigten, vorläufige Zahlungen zu leisten, und endlich hatte ich die fertigen Arbeiten abzunehmen und dieselben an das Montirungsdepot abzuliefern. Natürlich waren die Termine bei den verschiedenen Meistern auf die zehn Tage vertheilt und so gelegt, daß die Meister zusammenwohnten, welche ich an denselben Tagen besuchte. Da das Bureau des Hauptmanns Mokus, so wie das Materialien- und das Montirungsdepot in Wel-te-Vreeden liegen und die Handwerker in der Altstadt, im Chinesen-, Araber-

und Javanen-Kampong sehr zerstreut wohnen, so hatte ich weite Wege zu machen, mußte früh Morgens beginnen und war, da die Siesta drei Mittagsstunden wegnahm, bis zum Abend in Thätigkeit, wiewohl mir ein gut gebauter Fourgon mit zwei nach hiesigen Begriffen riesigen Pferden zur Disposition stand. Das Fahrzeug war nicht eben prunkend und sah gegen die leichten, zweispännigen Bendy's der Stutzer, mit ihren niedlichen Pferdchen in prachtvollen Geschirren, und gegen die stolzen Vierspänner der Tuwan bessar — der großen Herren — mit Vorreitern und Palefreniers in reichen Livréen, gewiß recht gemein aus. Ich fuhr stets selbst. Neben mir auf dem Vordersitz saß der Trainsoldat, welchem die Pflege der Pferde anvertraut war, dann kam der große verschließbare Kasten für die Materialien und für das Geld, und auf einer hinten hinaus gebauten Bank saßen eine Ordonnanz, die zum Tragen der Materialien bestimmt war, und ein Commis, welcher mir bei den Geschäften mit den Handwerkern zur Hand ging.

Das Geschäft ist nicht nur sehr anstrengend, sondern erfordert eine ungemeine Pünktlichkeit, indem beim geringsten Versehen Verwirrungen und Arbeitsstörungen eintreten. Es verlangt endlich auch große Ehrlichkeit, da das Abschließen der Arbeitskontrakte leicht zu Unredlichkeiten verleitet. Ich hatte dieses

Geschäft schon mehrere Wochen betrieben, ohne daß irgend eine Ungehörigkeit vorgekommen wäre, und Kapitän Mokus hatte mich, meiner Pünktlichkeit wegen, mehrmals belobt.

Es war an einem Freitag und der sonst so heitere Tropenhimmel hatte den ganzen Tag dichte Regenmassen niederströmen lassen, so daß das Abladen der Materialien, sollten sie nicht durchnäßt werden, mit Vorsicht geschehen mußte. Dadurch hatten wir viel Zeit verloren und es begann schon zu dunkeln, als ich bei der Werkstätte des letzten Meisters anlangte, mit dem ich für heute zu thun hatte. Der Rabbi Moyses kam mir im Festanzuge sehr artig bis zur Hausthür entgegen und sagte mir, daß heute Freitag und die Sonne bereits untergegangen sei, der Sabbath habe somit begonnen und er dürfe, als ein strenggläubiger Jude, keine Geschäfte bis zum Sonnenuntergang des nächsten Tages verrichten. Die Materialien wurden mir indeß durch einen Werkführer abgenommen, aber es fand sich Niemand, der sechshundert Gulden, welche ich dem Reb Moyses zu zahlen hatte, gegen Quittung annehmen wollte. Die Gelder nach dem Geschäftslokal des Kapitäns Mokus zu bringen, wäre vergeblich gewesen, da die Kasse nur Vormittags geöffnet ist. Es blieb mir somit nichts übrig, als die Gelder bis zum andern Tage in meinem Hause aufzubewahren.

Da wir vom Yſſeldijk viel weiter entfernt waren, als der Commis und die Ordonnanz von ihrer Wohnung, und die Leute, völlig durchnäßt, lieber zu Fuß dorthin gingen, als noch länger zu frieren: ſo fuhr ich mit dem Trainſoldaten allein nach meinem Hauſe.

Sechshundert Gulden ſind im europäiſchen Geldverkehr nicht eben eine große Laſt, indeß hier auf Java wiegt dieſe Summe, in den Geldſorten, wie die Regierung ſie zahlt, gar ſchwer. Damit hat es folgende Bewandtniß:

Alle Zahlungen, welche von der Regierung geleiſtet werden, beſtehen zu zwei Dritteln in Kupfergeld und nur zu einem Drittel in Silber. Dieſe Kupfermünzen heißen Duiten, von denen Hundert auf den holländiſchen Gulden gehn. Der Deut iſt ſomit etwa anderthalb preußiſche Pfennige werth. Um das läſtige Zählen einer ſo großen Menge von Kupfergeld ſich zu erſparen, werden je für fünf Gulden Duiten in Baſtpackete eingeſiegelt, deren ich ſomit achtzig mit mir führte, und dazu einen Beutel mit zweihundert Gulden.

Als wir vor dem Gitterthor unſeres Gartens anhielten, kam uns der Gärtner Bi-ko-tu entgegen. Ich hieß ihm, da es inzwiſchen völlig finſter geworden war, den Koch mit einer Laterne herbeirufen und ſodann mir beim Hereintragen des Geldes behülflich ſein. Wir trugen die Säcke in mein Schlafzimmer,

wozu ich ſeit einiger Zeit den Seitenpavillon rechts eingerichtet hatte. Ich ſchloß das Geld, in Gegenwart des Kochs und des Gärtners, in die beiden unterſten Schubfächer meines Schreibtiſches ein, die ſonſt völlig leer waren. Nachdem ich darauf die Leute entlaſſen und mich umgekleidet hatte, verſchloß ich den Pavillon, nahm den Schlüſſel zu mir und begab mich zu meiner Frau. Wir waren in beſter Stimmung und unterhielten uns trefflich, ſo daß ich erſt kurz vor Mitternacht in mein Schlafzimmer zurückkam.

Am nächſten Morgen machte ich dem Kapitän Mokus Meldung darüber, daß ich dem Reb Moyſes die ſechshundert Gulden geſtern nicht habe zahlen können und die Gelder in meiner Wohnung habe. Erſt heute nach Sonnenuntergang wolle mir der Jude dieſelben abnehmen und die Quittung behändigen.

Kapitän Mokus ließ mich mit großer Heftigkeit an und warf mir Mangel an Nachdenken vor. „Bei einiger Achtſamkeit würden Sie mit der Fahrt zum Juden angefangen haben," ſagte er. „Es würde alsdann dieſe Geſchäftswidrigkeit in Kaſſenangelegenheiten nicht vorgekommen ſein, welche ich mir für die Zukunft ernſtlich verbitte."

Als ich meine vormittäglichen Geſchäfte erledigt hatte und nach Hauſe kam, fand ich meine Frau äußerſt niedergeſchlagen, in einer Gemüthsſtimmung,

welche ihr sonst durchaus nicht eigen war. Sie wußte sich darüber selbst keine Rechenschaft zu geben und schob sie auf ihren Zustand. Ich hatte mit meinem lieben Weibchen zu viel Mitleid, als daß ich mich während der Stunden der Siesta von ihr hätte trennen mögen. Statt mich in meiner Schlafstube auf ein paar Stunden niederzulegen, blieb ich bei ihr sitzen, und so kam es wohl, daß ich an die sechshundert Gulden, die ich dort deponirt hatte, nicht eher dachte, bis der Wagen vorfuhr und mich die Geschäfte riefen. Der Commis und die Ordonnanz kamen, um mir beim Transport des Geldes behülflich zu sein. Ich ging mit ihnen zum Pavillon, schloß meine Schlafstube auf und dann die obere Schublade des Schreibtisches. Die Schublade war leer! Ich riß voll Ungeduld die untere Schublade auf: auch sie war leer. Ich eilte zu meiner Frau mit der Anfrage, ob sie etwas vom Verbleib des Geldes wisse. Sie wußte nichts. Der Koch mußte kommen. Er hatte wohl gesehn, daß ich das Geld dort eingeschlossen hatte, wußte aber nicht, wo es geblieben. Ich rief die Dienstboten zusammen, Alles heulte und schrie und Niemand wußte irgend eine Auskunft zu geben. Nur daß Bi-ko-tu seit gestern Abend nicht gesehn worden, war dem Stubenmädchen aufgefallen. Ich eilte nach dem Hause Ri-ka-sin's, in welchem der Gärtner wohnte. Auf dem Wege dorthin sah ich meinen Hauswirth,

wie er baarhäuptig, mit dem Pajonk, dem Schirm aus bemaltem und geöltem Seidenpapier, auf der Schulter, im Schatten der Bäume langsam und schwerfällig daherschwankte. Ich stürzte auf ihn zu und erzählte ihm mit eiligen Worten mein Mißgeschick.

Er ließ mich ausreden, ohne eine Miene zu verziehen, nur die kleinen, schiefen Schlangenaugen, welche mir bisher stets in dienstbeflissenster Unterthänigkeit entgegengeglitzert hatten, nahmen einen boshaft lauernden Ausdruck an.

„Habe ich mir gedacht, Tuwan," sagte er langsam und völlig theilnahmlos, „als Sie gestern mit dem Gelde nach dem Pavillon gingen, den Bi-ko-tu die Beutel tragen ließen und dem Schlingel den Weg zu Ihrem Geldschranke zeigten. Sie haben ihm Zeit genug gelassen, so weit zu kommen, daß an ein Einholen nicht mehr zu denken ist. Er hätte nicht vor Mitternacht schon davon zu laufen brauchen."

„Und glauben Sie wirklich, daß dieser stille und fleißige Mensch mich bestohlen hat?"

„Tuwan," sagte Meister Ri-ka-sin mit einem verächtlichen Lächeln, „der Kerl ist ein Pernakans (der Sohn eines Chinesen und einer Javanin), und Sie wissen, daß die Bastarde niemals viel taugen. Ob er Sie bestohlen hat, weiß ich nicht, wohl aber, daß Ihr Geld fort ist und der ehrliche Bi-ko-tu dazu."

„Und glauben Sie nicht, daß es noch Mittel und Wege giebt, des Burschen habhaft zu werden?"

„Gestern nach Mitternacht ist ein Freund zwei Kuli's (Lastträgern) auf dem Wege nach Westen begegnet, welche mit schwer beladenen Pikolans (Tragstöcken aus Bambus) sehr eilig dahergingen. Beim Schein seiner Taly api (Lunte zum Cigarrenanstecken) erkannte mein Freund den Bi-ko-tu, wiewohl derselbe das Gesicht abwendete. Jetzt haben die Bangsats (Räuber) vielleicht schon die Campongs, die waldigen Berge der Westküste erreicht und spielen mit Ihren Gulden die Tuwan bessar's (großen Herrn). Es war wohl eine Menge Geld, welche das Binatan (Thier) Ihnen genommen hat?"

„Es sind sechshundert Gulden, dazu Dienstgelder, welche ich soeben abführen wollte und worüber ich heute Abend schon die Quittung einreichen muß!"

„Kassian!" (Bedaure) sagte mein Wirth, indem er die Hände über dem dicken Bauch faltete, mit einem Ton, der nicht sehr nach Mitleid klang.

„Sie müssen mir helfen, Meister Ri-ka-sin. Ich kann mich bei dem, was ich nächstens in meiner Häuslichkeit zu erwarten habe, nicht entblößen. Sie werden gewiß die Gefälligkeit haben, mir die sechshundert Gulden noch heute zu verschaffen."

„Kassian!" sagte der Chinese abermals mit einem kalten, boshaften Seitenblick, indem er den Gürtel

seiner „Kabaje," des schlafrockartigen Kittels, fester über den Bauch zusammenzog und sich zum Fortgehn anschickte, „Tuwan Natz sind schon tief in meiner Schuld und nächstens wird auch die Miethe wieder fällig."

„Bei der Sicherheit, welche Sie von mir in Händen haben, Meister Ri-ka-sin, wollen doch die tausend Gulden, die ich Ihnen schulde, sammt den sechshundert, die ich heute begehre, nichts sagen, selbst wenn das gewaltige Kapital der vierteljährlichen Miethe hinzukommt," sagte ich lachend, wenn auch nicht ohne Aerger.

„Ich verstehe Sie nicht, Tuwan Natz! Was meinen Sie mit der Sicherheit, die ich von Ihnen in Händen haben soll?" sagte er mit der Miene äußersten Erstaunens, indem er Hände und Augen gen Himmel erhob.

„Was ich meine? Ich meine die Note von tausend Pfund, welche ich Ihnen als Pfand für Ihr Darlehn gegeben habe!"

„Sie, Tuwan Sergeant Natz, wollen mir, dem chinesischen Kaufmann Ri-ka-sin, eine Note von tausend Pfund übergeben haben? Sie, dem ich aus reinem Mitleid lediglich auf Empfehlung des Tuwan v. Creubec, meines Freundes, sechs hundert Gulden borgte!" rief er leidenschaftlich aus.

„Aber, Meister Ri-ka-sin," sagte ich, „was soll

das Alles heißen? Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Ihnen in Gegenwart des Herrn v. Creubec und des hundsföttischen Diebes Bi-ko-tu in Ihrem Hause die Tausend-Pfundnote als Pfand übergab?"

„Tuwan Ober-Sergeant, das sind schlechte Scherze, die ich mir verbitten muß! Ich habe von Ihnen weder ein Pfand verlangt, noch erhalten!" schrie der Kerl mit höhnischer Frechheit, so daß ich vor Wuth am ganzen Leibe zitterte und an mich halten mußte, um den Kerl nicht zu Boden zu schlagen.

Der feige Schurke mußte wohl bemerken, was in mir vorging. Er erblaßte, trat zurück und hielt seinen Pajonk wie zur Abwehr vor sich hin. Dann sagte er in bescheidnerem Tone:

„Tuwan Natz irren sich! Tuwan Natz bilden sich etwas ein, was nicht ist! Wenn Tuwan Natz die Tausend-Pfundnote wirklich als Pfand gegeben hat, so besitzt er darüber bestimmt auch einen Ausweis, eine Quittung. Ist Tuwan v. Creubec Zeuge gewesen, so wird Tuwan v. Creubec sprechen, wenn auch der schurkische Pernakans Bi-ko-tu davon gerannt ist und nicht zeugen kann. Vermag Tuwan Natz mir eine Quittung zu zeigen, so zahl' ich; sagt Tuwan v. Creubec: „Ri-ka-sin hat die Tausend-Pfundnote erhalten," so zahl' ich auch!"

Die letzteren Sätze brachte er mit höhnischer Ruhe vor. Er schulterte seinen Sonnenschirm, zog den langen Zopf nach vorne und ließ ihn liebkosend durch die Finger gleiten.

„Wohl habe ich die Quittung," rief ich in neuer Erregung, „und sogleich werde ich sie Ihnen zur Auffrischung Ihres elenden Gedächtnisses unter die Nase halten!" Damit stürzte ich zum Pavillon.

Schon unterwegs riß ich den Schlüssel des Schreibtisches hervor. Es wollte meiner vor Ungeduld zitternden Hand nicht gleich gelingen, den Schlüssel in das Schlüsselloch zu bringen. Endlich traf ich es; das Schloß spielte, es war somit unverletzt. Meine Zuversicht, die Quittung im Geheimfach zu finden, wuchs. Alles im Innern des Schreibtisches war in Ordnung. Ich drückte an die sehr versteckten Federköpfe des Geheimfachs, welches sich nur dann öffnete, wenn jene hervorragenden Punkte in einer bestimmten Reihenfolge zurückgedrückt wurden. Die Federn spielten; keine unkundige Hand hatte den Mechanismus berührt. Jetzt preßte ich den letzten Knopf zurück, das Fach sprang auf. Das Fach war leer! Das Portefeuille mit dem Empfangsdokument sowie das Säckchen mit den Dukaten waren verschwunden. In wilder Hast durchwühlte ich die andern Fächer und Schübe des Sekretärs. Die Quittung und die Dukaten waren fort.

Mit Angstschweiß bedeckt sank ich vernichtet auf einem Stuhl zusammen. Völlig wirr und unfähig, irgend einen klaren Gedanken zu fassen, wußte ich nicht, was ich zunächst beginnen sollte. Das Bild meiner theuern, geliebten Adelheid schwebte mir vor der Seele, wie sie und ihr Kind im fremden Lande Armuth und Elend mit mir theilen sollten.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen haben mag, da fühlte ich eine weiche, kühle Hand auf meiner glühenden Stirn. Es war Adelheid. Ich brach in Thränen aus. Anfangs war ich vor Schluchzen unfähig, ihr unser Unglück mitzutheilen. „Beraubt und entehrt!" waren lange Zeit die einzigen Worte, die ich, auf den Schreibtisch zeigend, hervorzubringen vermochte.

Mit milder Zärtlichkeit sprach das brave Weib zu mir, und obwohl ich kaum fähig war, den Sinn ihrer Worte aufzufassen, so übte die Gegenwart des geliebten Wesens und der liebevolle Klang ihrer Stimme versöhnend auf meinen Zorn gegen diese schändlichen Menschen, und beruhigend auf die wilde Leidenschaftlichkeit, womit ich mein trübes Geschick verfluchte.

Es wurde mir allmählich wieder klarer im wirren Kopf; ich vermochte über die Wege, welche ich einzuschlagen hatte, nachzudenken, und gewann die Kraft zum Handeln wieder.

„Noch kann Alles gut werden, Adelheid!" rief ich aus, nachdem ich ihr unsere Lage mitgetheilt hatte. „Ich eile vor der Hand zum Oberrichter des Chinesen-Kampongs und theile demselben die Schändlichkeiten seiner Landsleute mit, welche wahrscheinlich unter einer Decke gearbeitet haben. Vergiß nicht, daß Ri-ka-sin den Sekretair für uns gekauft hat und das Geheimniß des verborgenen Faches kennt. Er hat seinen Landsmann instruirt. „Mir der Schein und Dir das Geld!" wird das Uebereinkommen der Diebe gewesen sein. Kann der Richter mir nicht helfen, so bleibt mir doch immer Herr v. Creubec, welcher bei der Uebergabe des Pfandes zugegen war und des Chinesen Quittung über den Betrag mit unterzeichnet hat."

Ich eilte nunmehr zum Wagen, welcher trotz des Regens, welcher sich wie gestern eingestellt hatte und in Strömen vom Himmel niederschoß, auf mich gewartet hatte. Ich entließ den Commis und die Ordonnanz und fuhr in höchster Eile zum Chinesen-Kampong. Dort stieg ich vor dem mir wohl bekannten Palais des Oberrichters ab, eines Chinesen, der nicht nur bei seinen Landsleuten in größestem Ansehen steht, sondern auch Sitz und Stimme beim höchsten Gerichtshof von Batavia und im Rathe von Indien hat.

Man führte mich in ein weites Wartezimmer,

das mit Chinesen und Farbigen gefüllt war, welche schweigend auf Matten an den Wänden entlang am Boden kauerten und, theils rauchend, theils Bethel kauend, geduldig der Zeit harrten, bis an sie die Reihe kam. Wie seltsam mochte ich diesen Leuten erscheinen, der ich in triefenden Kleidern, bald vor Kälte klappernd, bald in Fieberhitze erglühend, wie ein gefangener Tiger, in wilder Erregung im Saale hin- und herlief.

Endlich erschien ein Amtsbote, welcher einen drachengezierten Schild am Arme, ein ganzes Waffenmagazin im Gürtel und einen Spieß in der Hand, mich in einen langen, schmalen Saal führte, an dessen oberm Ende ein alter, stattlich aussehender Mann in einem violetten, reich gestickten Seidengewand, einem spitzzulaufenden Hut auf dem Kopfe, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Prachtdivan saß, zu dem drei breite Stufen emporführten. In gleicher Stellung hockten auf einem Teppich zu seinen Füßen ein Schreiber und ein Dollmetscher, während rechts und links auf der untersten Stufe zwei Männer standen, die so kriegerisch angethan waren, wie der Gerichtsbote, welcher an der Thür schildernd zurückblieb.

Ich trug dem Richter mit Hülfe des Dollmetschers meine Klage vor, so klar und bündig, als ich es bei meinem fieberhaften Zustande vermochte.

Als ich geendet hatte, sagte der Mann mit Ruhe

und Würde Folgendes, das mir durch den Dollmetscher Satz für Satz vorgetragen wurde.

„Ich kenne Ri-ka-sin. Er ist schlecht, gewinnsüchtig, schlau und grausam. Ich traue Deinen Worten und es scheint mir wahrscheinlich, daß der Kaufmann und sein Gärtner sich verbunden haben, Dich zu berauben. Der Gärtner ist fort und unsere Hände erreichen ihn nicht mehr. Gegen den Kaufmann aber liegen keine haltbaren Verdachtsgründe vor. Das zweite Verbrechen des Ri-ka-sin ist das Ableugnen des Pfandes, das er von Dir erhielt. Dein Schein und der eine Zeuge sind verschwunden; Dir bleibt dagegen der zweite Zeuge. Dessen mußt Du Dich versichern. Bezeugt Dir der Tuwan, daß Du das Geld in Ri-ka-sin's Hand gelegt und ist der Tuwan ein unbescholtener Mann, dann komme wieder zu mir und es soll Dir Dein Recht werden. Hüte Dich aber, irgendwo gegen Ri-ka-sin Klage zu führen, ohne Deines Zeugen sicher zu sein. Der falsche Mann wird sonst den Spieß gegen Dich kehren und gegen Dich klagen wegen Verleumdung und beabsichtigten Betruges."

Mir war die Entscheidung des Großrichters einleuchtend.

Wieder schwang ich die Peitsche und die Pferde rannten durch den Regen, der in dicken Strähnen niederschoß, mit angelegten Ohren und eingeklemmten

Schweifen, wie die Tollen nach dem Molenvliet, zum Hause des Herrn v. Creubec.

Ohne mich anmelden zu lassen, stürzte ich in den Salon, wo ich Herrn v. Creubec und Madame Flora antraf. Ich eilte auf den ersteren zu, der mich verwundert anstarrte und von seinem Stuhle aufsprang. Ohne vorherigen Gruß oder sonstige Einleitung rief ich ihm in leidenschaftlicher Hast entgegen:

„Sie waren Zeuge, wie ich dem schuftigen Ri-ka-sin eine Note von tausend Pfund als Pfand übergab und haben die Quittung, welche der Schurke mir ausgestellt hat, eigenhändig unterzeichnet. Man hat mir jene Quittung gestohlen und der betrügerische Chinese leugnet den Empfang. Nehmen Sie Ihren Hut und Ihren Regenmantel. Mein Wagen steht vor der Thür, Sie müssen mit mir in den Chinesen-Kampong zum Oberrichter, um Zeugniß für mich abzulegen, damit wir den schuftigen Ri-ka-sin fassen können!"

Herr v. Creubec hatte sich während dessen von seiner Ueberraschung erholt; sein Gesicht hatte seinen ruhigen Ausdruck wiedergewonnen. Nachdem er seiner Gemahlin, welche erregt herbei eilte, einen Wink gegeben sich nicht einzumischen, antwortete er in einem vornehmen, herablassenden Tone:

„Mein Herr Ober-Sergeant, wie Sie wissen,

ist mein Gedächtniß schwach, sehr schwach. Ich bin obendrein noch so unglücklich, keinen Wein zu vertragen und namentlich Vormittags nicht. Bin ich einmal so leichtsinnig, dagegen zu fehlen, trinke ich nur ein paar Gläser, so verliere ich vollkommen die Erinnerung von dem, was ich in dieser Zeit, oder kurz vorher, gesehen, gesagt und gethan habe. Ein solcher Tag ist aus meiner Erinnerung gestrichen. Es bleibt mir von solch' einem Tage nichts im Gedächtniß, als daß ich getrunken habe. Ich erinnere mich eines solchen schlimmen Tages, an welchem ich in der Wohnung des Ri-ka-sin am Morgen Wein trank. Es ist mir, als hätte ich Sie an diesem Tage dort gesehen. Damit aber ist all' mein Wissen von diesem Tage vollkommen erschöpft. Nichts weiß ich mehr davon — gar nichts!"

„Aber, Herr v. Creubec, Sie waren doch an diesem Tage durchaus nicht berauscht. Sie haben ja mit eigener, sicherer Hand die Quittung als Zeuge unterschrieben!"

„So? Habe ich unterschrieben? O, werden Sie nicht heftig, Herr Ober-Sergeant! Ich glaube es Ihnen gern und zweifle keineswegs, daß Sie eine Tausend-Pfundnote in meinem Beisein an den Chinesen verpfändet haben. Wenn Sie es versichern, so ist es bestimmt so, daran zweifeln, hieße ja an Ihrem Worte zweifeln, und das würde eine Beleidigung

sein, die mir ganz fern liegt. Aber bezeugen und schließlich beschwören, daß ich es aus eigner Anschauung weiß, was damals zwischen Ihnen und Ihrem Hauswirth verhandelt worden ist — das vermag ich nicht. Beschwören, was ich nicht weiß, Herr Natz, einen Meineid schwören, das kann ein Mann von Ihrer Rechtlichkeit, von Ihrer strengen Moralität nun und nimmer begehren! O, dieses schlechte Gedächtniß und dieses unglückselige Weintrinken!

„Wenn ich mich genau besinne," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er, die Hand vor den Augen, mit gesenkter Stirn im Saale auf und ab schritt, „so ist es mir, als hätten wir einmal ein Geldgeschäft mit einander gehabt. So weit ich mit meinem elenden Gedächtniß indeß ausreiche, ist es mir, als handelte es sich bei demselben um Gelder, welche nicht Sie einem Andern anvertrauten, sondern um solche, welche Ihnen anvertraut wurden. Aber auch darauf kann ich nicht schwören, es schwant mir nur so, ohne daß ich Zeit, Ort oder Personen namhaft zu machen, noch mir die Sache selbst klar zu legen vermag. Vielleicht, liebe Flora, erinnerst Du Dich der näheren Umstände? Ich könnte sie Dir vielleicht in der Erregung des Weins anvertraut haben! Ja, ja, wenn ich diese kluge, fromme und vermögende Frau nicht hätte, so würde ich mit diesem elenden Gedächtniß gar schlimm daran sein. So, auch Du, meine

theure Flora, weißt nichts davon? Bedaure, mein Herr Ober-Sergeant, unter diesen Umständen Ihnen nicht nützlich sein zu können. Ach, wie sehr beklage ich diesen schwachen Kopf, um Ihretwillen, mein Herr Ober-Sergeant."

Während er dieses mit der ihm eignen Zungengeläufigkeit in einem Tone, dessen vornehme Kühle mit dem Sinne der Worte schlecht übereinstimmte, eilig hinsprach, wobei aber in einzelnen Sätzen eine häßliche Ironie hindurchklang, wuchs mein Zorn von Moment zu Moment. Wäre die Frau nicht zugegen gewesen, so würde ich den Burschen niedergeschlagen haben. So aber begnügte ich mich mit einer Antwort von so ungeheuerlicher Derbheit, daß ich sie nicht niederschreiben mag.

Wiederum saß ich in dem Wagen und raste in der Karrière durch die Regenfluthen nach Wel-te-Vreeden, wo ich beim Kapitän Mokus vorfuhr.

Ich erinnere mich genau, wie ich, mit Aufgebot aller meiner Energie, es über mich gewann, dem Kapitän die Geschichte meiner Beraubung und die Schritte, welche ich bisher in der Sache gethan, ruhig und zusammenhängend vorzutragen. Noch sehe ich sein Gesicht vor mir, auf welchem ich den Zweifel an der Wahrheit meiner Geschichte zu lesen glaubte. Ich höre noch seine Stimme, mit der er mir verdrossen sagte: „Die tausend Gulden, die Sie dem Chinesen schul-

den und die sechshundert Gulden, um welche Sie den Militair-Fiskus gebracht haben, müssen sofort gedeckt werden, wenn Sie nicht mit Schande zum Teufel gejagt sein wollen. Ich werde das Geld wohl geben müssen, das Sie mir durch Gehaltsabzüge zurückerstatten werden."

Ganz bestimmt erinnere ich mich noch meines Protestirens gegen ein paar Sätze des Schuldscheins, den der Kapitän mir diktiren wollte, den er indeß, weil meine zitternden Hände mir den Dienst versagten, selbst niederschreiben mußte. Der eine Satz, zu dem ich mich nicht bekennen wollte, lautete: „Sechshundert Gulden, welche mir aus der Militairkasse anvertraut waren und welche durch mein Verschulden abhanden gekommen sind u. s. w.," und ein zweiter: „Dieses Darlehen, durch welches Kapitän Mokus mir Amt und Ehre rettet ꝛc." Als indeß der Kapitän seine Hülfe von dem Wortausdruck der Quittung abhängig machte, unterschrieb ich.

Mit diesem Akt, welcher mein Ehrgefühl auf das Schwerste kränkte, verlor ich die klare Besinnung. Es schwebt mir dunkel vor, als ob der schändliche Chinese eingetreten, ich mit ihm in Händel gerathen sei und den Säbel gegen ihn gezogen habe.

Damit aber bricht jede Erinnerung ab. Meine Geisteskräfte müssen viele Wochen meiner Krankheit hindurch völlig in Verwirrung gerathen sein. Von

dem Moment, wo ich auf den Chinesen losging, bis zu dem, in welchem ich mich im Bette wiederfand, als ein langer, blasser Mann mit einem gewaltigen schwarzen Schnurrbart, in einem blau und weiß gestreiften Kattunkittel, mit einer weißen Zipfelmütze auf dem Kopfe und Pantoffeln an den Füßen, mir einen Löffel Medizin reichte und mir freundlich zunickend, in deutscher Sprache sagte: „Prosit, Herr Kamerad!" — der Zeitraum zwischen diesen beiden Momenten, der volle acht Wochen umfaßt, ist für meine Erinnerung ein unbeschriebenes Blatt.

Sehr allmählich fanden sich die Erinnerung, das Auffassungsvermögen und das Denkvermögen wieder bei mir ein. Auf einige Zeit des klaren Bewußtseins folgten indeß Anfangs wieder lange Zeiten des unklaren Dahindämmerns, in welchen irgend ein Wahnbild, das in den wunderbarsten Varianten immer auf's Neue auftauchte, den Geist beschäftigte. Nach und nach siegte die Klarheit über die Verwirrung, bis endlich das volle Bewußtsein des Wachens und die Bewußtlosigkeit des Schlafes sich sonderten wie Licht und Finsterniß, und die träumerische Dämmerung verschwand.

In dem langen, blassen Mann lernte ich bald den Sergeanten Kaspar Rodewald, meinen Stubengefährten im großen Militair-Hospital von Wel-te-Vreeden, und Landsmann kennen, welcher mein

Pflege übernommen hatte. Nach und nach stellte sich Besuch ein. Sara, Frau v. Creubec, der Kapitän Mokus und der Notar Waitz erschienen an meinem Bette und unterrichteten mich nach und nach von den harten Schicksalsschlägen, die mich betroffen hatten, und von der trostlosen Lage, in welcher ich mich befand.

Ich war Anfangs so matt und apathisch, daß die Mittheilung aller dieser Ereignisse auf mich auch nicht annähernd den überwältigenden und niederschmetternden Eindruck machte, den sie naturgemäß hätte hervorrufen müssen. Jemehr ich indeß an Kräften gewann, um so bitterer wurde mein Leid, um so herber mein Schmerz, um so tiefer meine Trauer um mein herrliches Weib.

Der Kapitän Mokus theilte mir mit, daß ich am Abend meiner Erkrankung bei meinem ruhigen und klaren Vortrag über meine Angelegenheit, abwechselnd erglüht und erbleicht, und vor Zittern außer Stande gewesen sei, die Feder zu führen. Seine Aufforderungen, sofort nach Hause zu fahren und mich zu Bette zu legen, da ich vor Nässe triefe und vom Fieber geschüttelt werde, habe ich auf das Bestimmteste zurückgewiesen und darauf bestanden, vorher die Geschäfte zu erledigen.

„Es ist durchaus keine Fieberphantasie, wenn Sie glauben, den Chinesen Ri-ka-sin bei mir gesehn

zu haben. Der Mensch trat eben ein, als Sie mit zitternder Hand die Quittung unterzeichnet hatten. Mit einem Wuthschrei sprangen Sie empor, rissen den Säbel aus der Scheide und waren im Begriff, sich auf Ihren Gegner zu werfen, als Sie plötzlich zusammenbrachen und besinnungslos zu Boden stürzten.

„Mit Hülfe des Chinesen habe ich Sie in den Wagen getragen und in das Hospital gebracht. Die Aerzte sprachen Ihr Leiden für das „febris Batavia endemica," für das „batavische Koorts" an. Sie „gäben wenig Hoffnung zur Genesung, da die Krankheit so plötzlich und gewaltsam hervorgetreten sei, und Erkältung und Gemüthsbewegung gleichzeitig eingewirkt hätten. Sie würden schwerlich den neunten Tag überleben," lautete deren wenig trostreiche Prognose; „sollte dieses aber der Fall sein, so wäre einige Hoffnung auf Genesung."

Frau v. Creubec, welche an meinem Unglückstage Zeuge meiner Unterredung mit ihrem Manne gewesen war, hatte, nachdem ich ihr Haus verlassen, sofort ihren Wagen bestellt und war in Begleitung Sara's zu meiner Frau gefahren. Sie hatte Adelheid in großem Herzeleid und tödtlicher Angst um mich gefunden. Diese hatten sich gesteigert, als Frau Flora, in ihrer eigenen Erregtheit, ihr unvorsichtig den heftigen Auftritt zwischen mir und Herrn v. Creubec mitgetheilt und ihr den Zustand geschildert hatte, in

welchem ich in der Richtung auf Wel-te-Vreeden davon gefahren war.

Adelheid war von einer Ohnmacht befallen worden. Als sie aus derselben erwachte, traten Anzeichen hervor, welche Frau v. Creubec veranlaßten, ihren Wagen sofort zur Hebamme und zum Arzt zu schicken, während sie und Sara meine Frau zu Bette brachten und die nöthigen Anordnungen treffen ließen.

Der Arzt fand Adelheid in einem fieberhaften und höchst aufgeregten Zustande, welcher ihm Besorgnisse einflößte.

Ein neuer Vorfall trat hinzu, um die Aufregung meines armen Weibes auf das Höchste zu spannen.

Kapitän Mokus hatte einen Lazarethwärter abgeschickt, um in meiner Behausung Mittheilung über mein Erkranken und meine Aufnahme in das Militair-Hospital zu machen. Dieser Mensch war in den Mittelpavillon getreten und da er, bei der allgemeinen Verwirrung, das erste Zimmer leer und finster fand, so hatte er ein kräftiges: „Heda!" ertönen lassen. Meine Frau hatte mit der Feinhörigkeit nervöser Erregung schon des Mannes Tritte vernommen, als er die Stufen der Treppe erstieg. Sie fuhr auf seinen Ruf erschreckt empor und horchte auf die Unterredung, welche Sara mit dem Lazarethwärter hatte.

„Ich soll bestellen," sagte der Mann mit so lauter

Stimme, daß Adelheid in der Nebenstube jedes Wort verstand, „der Ober-Sergeant Natz hätte das batavische Koorts und läge im Hospital zu Wel-te-Vreeden. Der arme Kerl," fuhr der Mann, ohne auf Sara's Wink zu achten, fort, „war völlig ohne Besinnung, als wir ihn vom Wagen nach Nr. 72 trugen, und sah ganz so aus, als ob er es nicht mehr lange machen würde. Es ist eine verdammt fixe Krankheit, das „batavische Koorts," die fackelt nicht lange."

Sara hörte einen langen, gellenden Schrei. Sie ließ den Mann stehn und lief in das Zimmer meiner Frau. Adelheid lag regungslos. Ein Kinderstimmchen unterbrach die unheimliche Stille. Mir war ein Töchterchen geboren und die Frau gestorben.

Frau v. Creubec hatte zu Adelheid's Beichtvater geschickt. Als dieser ankam, hatte der Arzt die Wiederbelebungsversuche bereits aufgegeben und den Tod Adelheid's konstatirt.

Der geistliche Herr hat auf Anrathen des Arztes, welcher das Kind für schwächlich erklärte, dasselbe sofort getauft. Der Arzt, Flora und Sara haben Pathenstelle vertreten.

Das Kind ist als die Tochter von Adele Berg unter den Namen Leokadie Flora Sara Berg getauft und so in die Bevölkerungsliste eingetragen worden. Der Todtenschein des Arztes lautet auf Adele Berg,

gestorben am Nervenschlag am 12. Juni 1800, Abends neun Uhr zehn Minuten. Von unserm ehelichen Verhältniß ist in diesen offiziellen Dokumenten nirgends Notiz genommen worden.

Beide Dokumente hat Frau v. Creubec an sich genommen und sie befinden sich noch heute in ihren Händen.

Frau Flora hat sich bei dieser Gelegenheit als eine ebenso gutherzige, als praktische Frau bewährt. Sie hat sich des armen Kindes auf das Sorgfältigste angenommen und hat unser Haus auf dem Yfseldijk nicht eher verlassen, bis meine arme Adelheid begraben und unsere geschäftlichen Angelegenheiten geordnet waren.

Mit Hülfe des Advokaten Waitz ist Alles, was zu Adelheid's Ausstattung gehörte, als dem Kinde zufallend, von meinem Privateigenthum getrennt worden. Für Aufbewahrung unseres Eigenthums ist sodann bestens Sorge getragen worden. Frau v. Creubec hat die Dienstleute abgelohnt, den Miethszins berichtigt und sich in jeder Art als eine wahre und opferwillige Freundin bewährt. Die kleine Leokadie aber hat sie zu sich genommen. Nur der vermag die volle Bedeutung dieses Schrittes aufopfernder Freundschaft zu würdigen, welcher das grimmige Widerstreben des Herrn v. Creubec gegen dieses Werk der Barmherzigkeit erlebte und die gewaltige Furcht der braven Frau vor diesem Manne kennt.

Kapitän Mokus hat die Staatsgelder ersetzt und den Chinesen befriedigt. —

Stehe ich gegenwärtig noch zu sehr unter dem apathischen Einfluß der schrecklichen Krankheit, welche meine Lebenskraft wohl für immer geknickt hat; ist mir von der Natur die Liebe für mein Kind nicht im vollen Maße zugetheilt, oder kann ich den Gedanken nicht überwinden, daß die Geburt dieses unglückseligen Wesens seiner Mutter den Tod gebracht und mir meine Herzensfreude, meine Erdenseligkeit, mein theures Weib, meine Adelheid, geraubt hat: mir war der Anblick des kleinen Wesens, das Frau v. Creubec und Sara mir triumphirend entgegentrugen, geschmückt mit Allem, was Mutterzärtlichkeit und Weibertändelei zu ersinnen vermögen, kein freudiger. Ich mußte mich abwenden, vermochte es nicht über mich zu gewinnen, es in meine Arme zu nehmen und an mein Herz zu drücken. Wohl liefen mir Thränen über die Wangen. Es waren aber keine Freudenthränen über mein Kind, es waren Schmerzensthränen über den Tod der Mutter, den es verschuldete.

Ich merkte es den beiden Frauen an, wie sehr sie über mein erstes Begegnen mit Leokadie enttäuscht und wie unzufrieden sie mit mir waren. In Folge dessen dauerte deren Besuch mit dem Kinde nicht lange.

Auch späterhin kam ich zu keiner Freude über mein Kind. Das braune zappelnde Ding, mit den faltenreichen, unfertigen Zügen, mit dem unsichern Blick der herumirrenden schwarzen Augen, erinnerte mich keinen Moment an seine schöne Mutter, die seinetwegen starb. Ich finde es unendlich garstig. Der Aufputz des feinsten Batistes mit Stickereien, Spitzen und Kanten, mit Bändern und Besätzen von rosa Seide und Atlas, tragen in meinen Augen nicht eben dazu bei, das braune Ding zu verschönern.

Aber auch ich scheine dem Unglückskinde keineswegs sympathisch zu sein. Komme ich wirklich einmal zum Entschluß, es auf den Arm zu nehmen, strampelt es zur Abwehr mit Händen und Füßen und bricht in ein Zetergeschrei aus, das so lange dauert, als der Herr Vater sein Fräulein Tochter auf dem Arme hat.

In der Zeit, als ich schon einige Stunden außer dem Bette zubringen konnte und meiner Verstandeskräfte wieder Herr geworden war, erhielt ich Besuch vom Notar Waitz. Als mir derselbe wissen ließ, daß er gekommen sei einige Geschäfte mit mir abzumachen, hatte mein Stubengefährte die Rücksicht, uns allein zu lassen.

Dr. Waitz übergab mir ein versiegeltes Packet, indem er mir zuflüsterte: „Von Sechs und fünfzig B! Die einliegenden Dokumente können einstmals für

Ihr Töchterchen von hoher Wichtigkeit sein.“ Das Packet enthielt den Taufschein Leokadia's, vom Ortsgeistlichen, der sie getauft hatte, ausgestellt und mit dem Kirchensiegel versehen. Das Kind wird darin als die eheliche Tochter des Ober-Sergeanten Maximilian Ignatius von Alst, genannt Max Natz, und seiner rechten Hausfrau Adelheid, Freiin von Hohenlandenberg, genannt Adele Berg, bezeichnet. Der Arzt, Sara und die Hebamme hatten das Dokument als Zeugen unterschrieben.

„Sechs und fünfzig B,“ sagte der Dr. Waitz, „beklagt sehr, daß Sie in Ihren Geldangelegenheiten sich an den schuftigen Chinesen, statt an mich, gewendet haben. Hätten Sie, nach Entdeckung des Raubes, sich mir anvertraut und gegen alle Welt geschwiegen, so würde ich den Geldpunkt sofort geordnet haben. Wäre der Fall am Morgen des folgenden Tages sodann zur Kenntniß von „Sechs und fünfzig B“ gelangt, so würde man sich Ihrer kräftig angenommen und den Schurken vielleicht die Beute abgejagt haben. Ihr Kapitän Mokus, Herr v. Creubec und die beiden Chinesen scheinen ein abgekartetes Spiel mit Ihnen getrieben zu haben. Den Chinesen war es um Ihr Geld zu thun, der Kapitän hat in Ihnen einen kenntnißreichen Arbeitssklaven gewonnen, und Herr v. Creubec an Ihnen seine Rachsucht gekühlt. Frau v. Creubec hat mir mitgetheilt, wodurch Sie

den Zorn ihres Mannes heraufbeschworen und sich ihn zum Todfeind gemacht haben.

„Für den Moment liegt es nicht in der Hand von „Sechs und fünfzig B," Ihnen helfen zu können. Man ermahnt Sie, als Ehrenmann und Christ, mit Ausdauer und Geduld, pflichttreu und unverzagt, Ihren Dienst zu verrichten und der Zeit zu harren, welche über kurz oder lang den Umschwung bringen und auch Sie emporheben wird.

„Man warnt Sie vor Ihrem Vetter Achill Goy. In einem Privatbrief an einen seiner hiesigen Parteigenossen, einen hochgestellten Mann, schildert er Sie als einen Spieler von Profession, als einen Trinker und berüchtigten Raufbold, als einen Menschen, den die Familie als unverbesserlich über's Meer geschickt hat."

An einem der darauffolgenden Tage erschien der Notar im Auftrage der Familie Creubec, um mir mitzutheilen, wie diese wünsche, meine Tochter Leokadie an Kindesstatt anzunehmen. Es sollte dieselbe den Namen Creubec de Ronceroy führen, ganz wie deren eigenes Kind erzogen und in alle Rechte eines leiblichen Kindes eingesetzt werden. Man verlangt dagegen, daß ich Leokadie als mein und der Adele Berg Kind anerkenne und gerichtlich erkläre, daß ich mich aller Vaterrechte begebe und dieselben an die Familie Creubec übertrage.

Ich zögerte keinen Moment, darauf einzugehen

und schrieb einen Brief voll des herzlichsten Dankes an Frau Flora, worin ich mit Freuden anerkannte, in welche vortheilhafte Lage das Kind jetzt träte, im Vergleich zu derjenigen, welche ich ihm zu bieten vermöge.

Nach einiger Zeit wiederholte der Notar seinen Besuch und brachte die Urkunden, welche zur Adoptirung erforderlich waren, zur Unterschrift mit. Sie wurden vom Chirurgen der Station und von meinem Stubengenossen Rodewald mit unterzeichnet.

Diesem Manne habe ich viel zu danken. Wie körperlich elend er auch selbst war und wie beschwerlich ihm jede, auch die geringste Anstrengung wurde, so war er dennoch zu jedem Liebesdienst und zu jeder Handreichung bereit. Er, der selbst, lebenssatt und weltmüde, bald darauf seinem Erdenlauf ein Ende machte, er war zur Zeit, als meine Kräfte wuchsen, damit aber auch das Gefühl meines Elends und meiner Verlassenheit, eifrig bemüht, durch Gespräche, welche mein Interesse erweckten, mich dem dumpfen Hinbrüten zu entreißen, meinen Lebensmuth anzufachen, und mich zur Thätigkeit anzuspornen. Auf seinen Antrieb suchte ich meine Holzschnitzereien hervor; er unterhielt mich und erzählte mir seine Lebensgeschichte, während ich mit schwacher und unsicherer Hand die mir so liebgewordene Kunst ausübte.

Kaspar Rodewald — dieses war eingestandener Maßen ein nom de guerre meines Stuben-Kameraden — war ein Norddeutscher aus dem höhern Bürgerstande, nicht unvermögend, von schöner Gestalt, großen Geistesgaben und edlen Gesinnungen. Bis über die Universitätsjahre hinaus war er von pietistischen Eltern und sittlich strengen Verwandten so sorgfältig überwacht worden, daß er des Lebens dreifaches „W": Wein, Würfel und Weib, noch nicht kannte, als er bereits das theologische Examen bestanden hatte und im Hause eines reichsunmittelbaren Grafen Erzieher war. Dort führte die verwittwete Schwester des erlauchten Herrn die Zügel der Regierung, ein Weib, das in raffinirter Sinnlichkeit am Verführen und Verderben eine diabolische Freude fand. Die Lust büßte sie in reichstem Maße bei dem heißblütigen und doch noch völlig unerfahrenen Rodewald. Die Strafe aber ereilte sie schnell. Schon nach Jahr und Tag mußte sie erleben, daß ihr Schüler, der Kandidat, den sündigen Unterricht, welchen sie ihm ertheilt, auf ihre eigene Tochter übertrug, als diese kaum das Flügelkleid mit der Robe vertauscht hatte. Die Schande trat in eclatantester Art zu Tage.

Rodewald floh. An eine Rückkehr in das Elternhaus wagte er nicht zu denken. Die Predigerlaufbahn war ihm für immer versperrt. Mit seiner Figur,

mit seinen Kenntnissen und den hofmännischen Alüren, die er sich so schnell erworben hatte, war er zum Leben eines Abenteurers wie geschaffen. Er begann es und führte es Jahre lang fort mit dem wechselndsten Erfolge. Heute bekleidete er an einem Hofe eine einflußreiche Stelle, morgen agirte er bei einer vagirenden Schauspielerbande in einer Dorfscheune den „Diener Crispin." Als Reisebegleiter und Privat-Sekretär einer reichen Dame durchflog er im Sommer in vierspänniger Extrapost die Modebäder, und fror im Winter in einer Dachstube beim mühsamen Brote eines Sprachlehrers, Repetenten oder eines Korrektors. Dann scheint eine Zeit eingetreten zu sein, in welcher Rodewald tief und tiefer sank. Während er aus den andern Perioden seines Lebens eine Menge der interessantesten Details erzählte, ging er über diese stets sehr flüchtig hinweg. Jedenfalls führte sie ihn an den Rand des äußersten Elends, Angesichts dessen er sich entschloß, in Amsterdam Handgeld für den Dienst in holländisch Ostindien zu nehmen.

„Selbst hier in Batavia," erzählte er, „lächelte mir bisweilen noch das Glück, auch hier hatte ich wiederholt Gelegenheit, in eine günstige Lage zu kommen, wenngleich ich nach Annahme des Handgelds niemals Offizier werden konnte. An ein ungezügeltes Leben gewöhnt, ist mir jede regelmäßige

Arbeit und jede andauernde geistige Thätigkeit unerträglich geworden. Ich bedarf des Wechsels des Orts und der Situation. Wer so lange Zeit ein Vagabondenleben geführt, den duldet es nicht mehr, ruhig auf einer Stelle zu sitzen. Ich kann nicht leben ohne Aufregung; nicht ohne Wein, ohne Würfel, Karten und Weiber; nicht ohne Schulden, Aerger, Zank und Streit; nicht ohne Kampf und Gefahr! Jetzt bin ich krank, ich gehe rettungslos dem Tode entgegen; Tag und Nacht von Schmerzen gepeinigt, bin ich zu genießen körperlich unfähig. Die Krankheit hält mich fest an einen Fleck gebunden, fester als Schlösser und Riegel.

„Der gutmüthige Pflasterkasten hat da auf die Tafel über meinem Bette: „Lungenkatarrh" geschrieben, er hätte: „Lungenschwindsucht" hinschreiben müssen. Sie täuschen mich nicht. Dieses Leben fürchte ich, nicht aber den Tod.

...Omnes una manet nox,
Et calcanda semel via leti!
(Eine Nacht wartet auf Alle,
Einmal muß man den Todespfad wandeln.)
Lusisti satis, edisti satis, atque bibisti
Tempus abire tibi est!
(Kurzweil getrieben hast Du nun einmal
Genug; genug gegessen und getrunken,
Es ist Zeit, vom Gastmahl aufzustehn.)

sagt Horaz, und ich setze mit dem französischen Lebensmüden hinzu:

Je suis un voyageur, que l'ennui décourage,
Mes frères m'ont frayé ce penible chemin,
Mes pères ont passé, je passe, et mon voyage
Est déjà proche à sa fin.

(Ich bin ein müder Wandersmann,
Den nichts mehr hier erfreuen kann,
Die Brüder gingen längst vorweg,
Den dunklen, viel gescheuten Weg;
Die Väter auch sind ihn gegangen,
Ich folge bald und ohne Bangen.)

„Ehe man Euch, Freund Natz, hierher brachte, habe ich gefragt: „Dic cur hic?" (Sage, wozu bist Du hier?) und darauf geantwortet: „Jam satis est!" (Jetzt ist es genug!) „Mihi stat alere morbum desinere." (Es ist Zeit, daß ich aufhöre, die Krankheit zu ernähren.)

„Nur die Beschäftigung mit Euch, Kamerad, die Freude, Euch von Nutzen zu sein, zu sehen, wie allmählich die Krankheit von Euch wich, wie von Tag zu Tag Eure Lebenskräfte sich hoben und Euer Geist wieder erwachte: das hat mein Interesse erregt und mir den Muth gegeben, fortzuleben. Jetzt aber werdet Ihr mich bald verlassen und für mich beginnt auf's Neue Langeweile, hoffnungslose Verlassenheit und das öde Einerlei. — Aber: „Agamus Deo gratias, quod nemo in vita teneri potest!" (Danken wir Gott, daß Niemand im Leben festgehalten werden kann!) „Si non pugnare vis, licet fugere, patet janua — exi!" (Wenn Du nicht kämpfen willst, so kannst Du fliehn, die Thür steht auf — gehe hinaus!)

„Facilis descensus Averno.“
(Leicht ist das Herabsteigen zur Unterwelt.)

sagen die Alten. Es soll mir die Thüre nicht vergebens geöffnet sein, ich werde nicht abwarten, bis mich die Krankheit hinauswirft: freiwillig werde ich davongehn, wie es dem Hoffnungslosen geziemt.

The very best remedy after all
Is a good resolution and a ball.
(Das beste Mittel, das sich Allen beut,
Ist eine Kugel und Entschlossenheit.)

„Ich stimme dem Engländer in Anbetracht der Entschlossenheit bei. Der Kerl aber ist ein Flegel! Wäre er ein Gentleman, so würde er beim Hinausgehn keinen unnützen Lärm machen und die Thür nicht bäuerisch zuschlagen, sondern sie, ohne die Leute zu erschrecken, sachte hinter sich zuziehn, ganz abgesehn von den häßlichen Blutflecken und der fatalen Entstellung seiner Methode.“

Vergebens suchte ich ihn von solchen schrecklichen Gedanken abzubringen; er reichte mir mit trübem Lächeln die abgemagerte Hand, wendete sich mit wehmüthiger Miene ab und murmelte: „licet fugere, patet janua — exi!“

Ich tröstete mich damit, daß die Leute, welche viel vom Selbstmord sprechen, selten dazu schreiten. Ich nahm mir aber vor, den braven Burschen recht oft zu besuchen.

Am Abend, als ich das Hospital verließ, sagte ich dem

unglücklichen Manne meinen herzlichen Dank für seine liebevolle Kameradschaftlichkeit und bat ihn, mich wissen zu lassen, in welcher Art ich ihm nützlich sein könnte.

„Es sind zwei Dinge, mein lieber Natz, für welche ich Eure Freundschaft in Anspruch nehme. Die erste Bitte betrifft meine Haushälterin Mazra, die Ihr oft genug hier gesehn habt. Fast zwei Jahre haben wir zusammen gelebt. Seit meiner Aufnahme im Hospital wohnt sie wieder bei ihrem Vater, einem Tischler im Javanen-Campong, und harrt meiner Genesung. Das arme Ding! Von allen Weibern, denen ich im Leben begegnet bin, ist sie die Beste! Kinder haben wir nicht.

„Sie soll, wenn ich den Berg hinter mir habe, zu Euch kommen. Behaltet sie bei Euch. Schon um meinetwillen wird sie Euch treu und ergeben sein, wie sie es mir gewesen ist.

„Meine zweite Bitte betrifft die Mittheilung meines Todes an meine Angehörigen. Mazra soll Euch zu jener Zeit diese rothe Brieftafel überbringen. Ihr findet auf dem ersten Pergamentblatt die Adresse dessen, für den sie bestimmt ist. Legt meinen Todtenschein hinzu. Ich werde dafür zu sorgen wissen, daß er respektabel lautet. Es würde sich für meines Vaters Sohn schlecht schicken, wenn er ohne Sang und Klang, bei Nacht und Nebel, an der Kirchhofsmauer eingescharrt würde.

„Die Kameraden sollen, wie es sich gehört, den lustigen Kaspar Rodewald in Parade bei gedämpften Trommeln und Trauermusik zu Grabe geleiten; es sollen die drei Ehrensalven über seinem Sarge knattern und dann heim unter lustiger Melodei:

„Wi de witt, mein Mann ist Schneider,
„Wi de witt, wen geht's was an!"

„So will ich begraben sein! So schickt es sich für einen lustigen Gesellen, der sein Lebelang ein guter Kamerad und ein tapferer Soldat gewesen ist!"

Wie ich es so oft erlebt, hatte Kaspar sich wieder einmal aus seiner Niedergeschlagenheit und aus seinem Lebensüberdruß für einen Moment in seine lustige Laune hineingeschwatzt, die das leichtfertige Lachen, das ihm so gut stand, auf seine Lippen zurückrief, bis ein erstickender Hustenanfall Schmerzen und Erschöpfung brachte. So auch dies Mal.

Nachdem der Anfall vorüber war, nahm ich zärtlich von ihm Abschied. Als ich an der Thür mich noch einmal grüßend zu ihm wendete, rief er mich durch einen Wink zu sich zurück.

„Freund Max," sagte er mit leiser Stimme, indem er meine Hand mit seinen fieberhaft heißen Händen umschlossen hielt, „Ihr seid ein seltener Vogel, dem schwarzen Schwan vergleichbar,

„Rara avis in terris, nigroque simillima cygno."

„Ich fürchte deshalb, Ihr könntet auf die verbohrte

Idee kommen, Euch mit meinem Nachlaß zu beschäftigen, will sagen, aus Pietät für meinen Ruf meine Schulden zu bezahlen. Glaubt mir, Freund, das wäre ein Unternehmen von seltenster Thorheit. Mir haben nur noch Schufte geborgt, welche mich vorher um weit mehr betrogen haben, als sie jetzt etwa noch zu fordern hätten. Mein Ruf aber ist ein fadenscheinig Gewand und so vielfach durchlöchert und geflickt, daß es den reparirenden Stich nicht mehr verträgt. Wer daran arbeiten wollte, dem würden nur stinkende Lumpen, wie Zunder, in die Hand fallen. Laßt ihn, wie er ist, mit begraben sein. Die Erde deckt ihn fest zu und der Pulverdampf der Ehrensalven vertreibt die bösen Dünste.

„All's well, that ends well! „Lustik!" as the Dutschman says!"
(Ende gut, Alles gut! „Lustig! wie der Holländer sagt!)"

Mit einer Thräne im Auge und einem schwachen Lächeln auf den Lippen drückte er mir noch einmal zärtlich die Hand. Ich eilte, ohne mich umzublicken, hinweg, denn auch mir rollten die Thränen in den Bart.

Mein letztes Geschäft im Lazareth von Wel-te-Vreeden war die Abrechnung mit dem Inspektor. Zu meinem großen Erstaunen erhielt ich eine nicht unansehnliche Summe ausgezahlt und fand in der Abrechnung aufgeführt: „Durch Mijnheer van Schmitten dreihundert Gulden eingezahlt." Das Datum fiel in die Zeit, in der die Aerzte an meiner Gene-

sung nicht mehr zweifelten, aber keinen Besuch gestatteten. Der Inspektor beschrieb den Ueberbringer als einen sehr stattlichen Herrn in mittlern Jahren, und gab bei näherer Erkundigung Details, welche mich nicht zweifeln ließen, daß der Professor de Vos und Mijnheer van Schmitten dieselbe Person seien.

Da mir bei meiner großen Schwäche voraussichtlich noch auf längere Zeit das Gehen sehr beschwerlich sein wird, so ließ ich mir vorläufig eine Wohnung in der Kaserne anweisen, da diese dem Geschäftslokal des Kapitän Mokus ganz nahe liegt. Die wenigen Privatwohnungen in Wel-te-Vreeden sind zu theuer, als daß ich sie beziehen könnte. Erst wenn ich wieder bei Kräften bin, werde ich die Kaserne mit einer angenehmeren, wenn auch entlegeneren Wohnung vertauschen.

Gegen Abend des anderen Tages kam Mazra zu mir in die Kaserne; sie sah unbefangen und sogar heiter aus. Um so mehr erschrack ich, als sie aus ihrer Kabaya die mir wohlbekannte rothe Brieftasche Rodewald's hervorzog. Sie übergab mir dieselbe, nebst einer Medizinflasche, deren Etiquette die Bezeichnung „Morphium" trug.

„Tuwan Rodewald," sagte die Javanin in ihrer Muttersprache, so ruhig und unbefangen, daß ich daraus mit Bestimmtheit schloß, wie wenig sie die Bedeutung ihrer Sendung ahnte, „läßt den Tuwan

Natz herzlich grüßen und überschickt die Brieftasche und Medizinflasche. Tuwan Kaspar ließ mich heute Mittag rufen. Er sah gut aus und war sehr freundlich zu mir. Nachdem er mir die Brieftasche für Euch übergeben hatte, sagte er: „Mazra, kleine Mazra, nun gieb gut Acht, was ich Dir sagen werde. Sieh' her, in dieser Flasche ist eine Medizin. Das ist aber keine gemeine Medizin, sondern es ist ein Zauber dabei. Nur dann wirkt sie indeß, und nur dann wird sie mich gesund machen, wenn Du genau befolgst, was ich Dir vorschreibe. Wenn ich mich auf mein Bett lege, sollst Du mir die Medizinflasche an den Mund setzen und sie mich austrinken lassen. Dann aber, wenn ich sie geleert habe, mußt Du Dich wie das Wetter umdrehen, mußt das Fläschchen in Deine Kabaya verstecken und dann eiligst fort mit Dir, schnell zur Thür hinaus, ohne Dich umzusehn. Heute Abend gegen acht Uhr sollst Du Brieftasche und Flasche dem Tuwan Natz übergeben, wenn er allein ist. Er wohnt in der Kaserne 5, Stube 17 im Militair-Kamp zu Wel-te-Vreeden.

„Aber," sagte er, „das merke Dir, kleine Mazra, wenn außer Tuwan Natz ein Mensch die Flasche sieht, oder wenn Du zu einer Menschenseele von der Flasche sprichst, so habe ich die theure Medizin umsonst gekauft. Eben so wenig wirkt der Zauber, wenn Du mich ansiehst, nachdem ich das Fläschchen getrunken habe.

„Er hat mir dann gesagt, Tuwan Natz wäre sein bester Freund, und hat noch viel geredet, wie er es pflegt, wenn er munter ist, in allerhand Sprachen durcheinander, bald lustig, bald traurig. Schließlich hat er sich auf das Bett gelegt und gesagt: „Adieu, kleine Mazra, meine brave Mazra! Jetzt gieb Acht, mein Kind, jetzt geht der Zauber los. Eins! zwei! drei!" Da habe ich ihm die Flasche an den Mund gehalten und er hat sie mit Einem langen Zuge geleert. Wenn der Zaubertrank beim Tuwan Kaspar nicht anschlägt, so ist es gewiß und wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich habe ihn nicht angesehn und keinem Menschen ist die Flasche zu Gesicht gekommen. Ich bin deshalb nicht nach Hause gegangen, sondern ich habe mich draußen auf dem Felde unter die Bäume gelegt."

Mir war während der Plauderei des armen Kindes Alles klar geworden. Der Stationsarzt übergab an Rodewald alle Abende eine kleine Quantität Morphium, damit derselbe davon nach Bedürfniß in der Nacht nehmen könne, um den Hustenreiz und die Brustschmerzen zu lindern und einigen Schlaf zu gewinnen. Nach und nach hatte Rodewald davon eine Quantität zusammengespart, ausreichend, den Tod herbeizuführen. Da er wünschte, die Art seines Scheidens vor der Welt zu verbergen, so mußte er die Flasche verschwinden lassen, wozu er sich Mazra's bediente.

Ich eilte in Begleitung Mazra's in das Hospital, bereitete sie unterwegs auf das vor, dem wir entgegengingen, und befahl ihr nachdrücklich, von Rodewald's letzter Unterredung, von der Brieftasche, der Zaubermedizin und dem Fläschchen gegen Jedermann unverbrüchlich zu schweigen.

Der Portier, dem wir beide wohl bekannt waren, trat uns mit der Nachricht entgegen, daß der Sergeant Rodewald am Nachmittag todt auf seinem Bette gefunden worden sei. „Ein Schlagfluß," setzte er nicht ohne Theilnahme hinzu, „hat dem Leben des lustigen Mannes ein schnelles Ende gemacht."

Der Stationsarzt, von dem wir die Erlaubniß erbaten, die irdische Hülle Kaspar Rodewald's, welche schon in die Todtenkammer gebracht war, noch ein Mal zu sehen, sagte uns dasselbe. Mazra warf sich mit lautem Aufschrei über die Leiche hin. Das arme Ding hat den wilden Menschen von ganzer Seele geliebt.

Als ich, heimgekommen, die Brieftasche öffnete, entfiel derselben ein zusammengelegter Zettel, dessen Rückseite meine Adresse trug. Er enthielt folgende Verse, von Rodewald's schöner Hand geschrieben und mit dem Datum seines Sterbetags bezeichnet:

Las.

Las de boire et de manger;
Las de trahir mes créanciers;

Las de tasser mes amis;
Las de la poursuite des ennemis;
Las de vivre en torture;
Las de voir la même tournure;
Las enfin de moi même:
Je meurs d'une résignation suprême.

Müde.

Müd', mich zechend zu vergnügen;
Müd', die Gläubiger zu betrügen;
Müde, Freunde zu erwerben;
Müde, Feinde zu verderben;
Müd' der Lebensquälerei;
Müd' des ew'gen Einerlei;
Müde eines Menschen, wie ich bin:
Werf' ich's Leben voll Verachtung hin."

Ohne von den engbeschriebenen Pergamentblättern und von den losen Papieren der Brieftasche Rodewald's etwas zu lesen, fand ich sehr bald die Adresse auf, welche der Verstorbene aufzusuchen mir geheißen hatte. Ich war erstaunt, daß sie auf einen hochangesehenen und viel genannten Geistlichen lautete, der für sehr einflußreich am Berliner Hofe gilt. Ich schickte die Brieftasche diesem Herrn zu unter Beifügung des Todtenscheins, welcher von der Militairbehörde ausgestellt, als Todesursache: „Lungenschwindsucht mit hinzugetretenem Herzschlag" angab.

Fünftes Kapitel.

Max durchlebt eine traurige Zeit und hat wenig Freude an seiner Tochter. — „Sechs und fünfzig B" bringt einen Umschwung in seine Verhältnisse. — Max steigt auf und wird nach Sarabaya versetzt. —

Batavia, Oktober 1811.

Mehr als zehn Jahre sind dahingegangen, seitdem ich die letzten Zeilen in dieses Gedenkbuch eingetragen habe. Das Leben während dieses Zeitraums war so leer an Ereignissen, daß ich keine Veranlassung zu Aufzeichnungen fand. Gehe ich auf den viel verwendeten Vergleich zwischen dem menschlichen Leben und einer Reise ein, so bestand dieser Lebensabschnitt aus einer langen Reihe täglicher weiter Fußmärsche auf endloser, staubiger Chaussee durch eine flache, reizlose Gegend. Schwer belastet, stets durstig und ermüdet, habe ich meinen Marsch bei schwüler Luft Tag für Tag mit schmerzenden Füßen zurückgelegt, ohne Sehnsucht nach dem Quartier, wo der Erschöpfte nur die nöthigste Ruhe und Nahrung zu erwarten hatte, aber weder Lust noch Behagen.

Erst in letzter Zeit haben sich Dinge begeben, welche eine Umgestaltung meiner Lebensverhältnisse herbeiführen dürften, und die es verdienen, aufgezeichnet zu werden.

Als ich mich heute beim Rasiren im Spiegel sah, fiel es mir ein, daß heute mein Geburtstag ist. Ich erschrack, als ich mein Aussehn und mein Lebensalter verglich. Dieses gelbe, faltenreiche Gesicht, dieses spärliche, ergraute Haar, diese hagere, gebeugte Gestalt, wie sie in Europa kaum Leute von sechszig Jahren zeigen, gehören einem Manne von sieben und dreißig Jahren an. Durch das Hereinbrechen jener Schreckenskatastrophe, welche mich vor zehn Jahren niederwarf, habe ich Jugendfrische und Körperkraft verloren. Ich bin leberleidend geblieben und von einer chronischen Krankheit geplagt, welche damit wohl im Zusammenhang stehen mag. Es bilden sich in meiner Galle Steinchen, und das Erkranken dieses Organs hat den nachtheiligsten Einfluß auf die Verdauung. Meine sitzende Lebensweise, das Vornüberbeugen beim Schreiben und Schnitzen tragen sicher zu meinem Uebelbefinden bei. Im Uebrigen kann ich mir das Zeugniß geben, nach allen Richtungen hin ordentlich und mäßig gelebt zu haben. Mein Verdienst dabei ist gering, denn ich bin der alte Max nicht mehr, welchen Genußsucht und Temperament zu allen möglichen Excessen trieb. Aus dem lustigen, wilden Max Alst

ist der melancholische Sergeant Natz geworden, der übelgelaunt und traurig seiner Haushälterin Mazra gewiß das Leben recht schwer und langweilig macht.

Gegenwart! Ach, meine Blicke finden
Keine Blüthen! — Nimm die Huldigung
Du — ich will Dir welke Kränze winden —
Himmelstochter, o Erinnerung!

Als ich nach meiner Krankheit vor zehn Jahren mich so weit erholt hatte, daß ich weitere Strecken zu Fuß zurückzulegen vermochte, habe ich die unruhige, ungemüthliche Kaserne verlassen, und habe mir in dem Gartenlabyrinth, welches sich westlich vom Molenvliet weit in's Land hinzieht, ein kleines Häuschen mit Garten gemiethet, das gerade für mich, Mazra, einen alten Araber, der meine Kleider reinigt und den Garten besorgt, und ein Weib, das die grobe Hausarbeit verrichtet, groß genug ist. Der Miethspreis überschreitet allerdings, trotz der Abgelegenheit meiner Hütte, in etwas die Quartierentschädigung, welche ich erhalte. Da mir aber, durch die Vorsorge des Dr. Waitz, ein genügendes Inventar von Möbel und Hausgeräth ꝛc. aus meinem aufgelösten Haushalt überkommen ist, wurde mir dieses Arrangement ermöglicht. Meine Dienerschaft ist von großer Bescheidenheit in ihren Ansprüchen, und meine persönlichen Bedürfnisse sind äußerst gering.

Mazra ist eine treffliche Person, welche ruhig und stille neben mir hergeht, mit größter Umsicht

für eine meinem Zustande angemessene Verpflegung sorgt und unsere kleine Haushaltung trefflich in Ordnung zu halten weiß.

Mein Gehalt hat sich im Laufe der Zeit um Einiges verbessert. Es würde indeß, bei den Abzügen, welche ich erleide, selbst zu dem bescheidenen Leben, wie ich es führe, nicht ausreichen. Zum Glück bringen mir meine Schnitzarbeiten so viel ein, daß ich stets mein Auskommen gehabt und mir sogar für den Fall der Noth noch etwas zurückgelegt habe. Ich habe es in der Holzschneiderei zu einer guten Fertigkeit gebracht. Seitdem ich von den hier wohnenden chinesischen Kunsttischlern und Lackirern gelernt habe, ausgelegte Arbeiten und Holzmosaiken anzufertigen und die verschiedenen Firnisse und Lacke, welche die europäischen an Durchsichtigkeit, Glanz und Festigkeit so weit übertreffen, zu bereiten und zu verwenden, seitdem habe ich für meine Arbeiten ein weiteres Feld gewonnen, das Interesse daran hat sich neu belebt, und ich erziele bei den hiesigen Kunsthändlern eben so hohe Preise, als die besten chinesischen Künstler. Wenn viele von diesen mir auch in der mechanischen Fertigkeit, in der Genauigkeit und Zierlichkeit der Arbeiten weit überlegen sind, so arbeiten sie doch stets nach denselben Schablonen und vermögen sich über das Handwerksmäßige nicht zu erheben. So geschickt ihre Hand auch ist, so

wenig thätig und erfindungsreich ist meist ihr Geist. Mein Verdienst würde bei Weitem größer sein, wenn ich mich dazu verstände, nach der Bestellung der Kunsthändler zu arbeiten und ein Stück, das Aufsehn erregte, dutzendweise zu liefern. Die Freude an diesen Arbeiten ist aber mein einziger Lebensgenuß und den will ich mir, der elenden Groschen wegen, nicht verkümmern und verleiden lassen.

Mazra hat eine intime Freundschaft mit Sara geschlossen, welche von Seiten Flora's zur Bekehrung der muhamedanischen Javanin zum Christenthum benutzt wird. Sara ist in Folge dessen, so oft sie vermag, in unserem Hause. Die fromme Schwarze hält es aber auch für Pflicht, zwischen Tochter und Vater die Verbindung aufrecht zu erhalten, und sie brachte Leokadie in den ersten Jahren wöchentlich einige Mal zu mir. Es wollte sich indeß kein intimes, nicht einmal ein wohlthuendes, freundliches Verhältniß herausbilden. Mich erfreute der Anblick meines Kindes wenig und das Mädchen zeigte mir nur Angst und Widerwillen. Als das Ding kaum sprechen konnte, nannte sie mich „das gelbe Gespenst," ein Ehrentitel, den sie dem Herrn v. Creubec wohl nachschwatzen mochte, und retirirte, sobald ich ihr nahe kam, scheu hinter Sara's Schürze. Wenn alsdann die gute Schwarze ihrem Liebling wegen des häßlichen Betragens gegen den Vater Vorwürfe

machte, dann sagte die kleine Hexe, unter der Schürze vorschielend: „Das gelbe Gespenst ist nicht Leokadia's Vater, der schöne Alphons ist Leoni's lieber, kleiner Papa!"

Unter solchen Umständen gereichten uns Allen die Besuche nicht zum besondern Vergnügen. Sie wurden mit der Zeit immer seltener und schliefen endlich ganz ein.

Ich sah dagegen die Familie Creubec ziemlich häufig, ohne jedoch von derselben gesehen zu werden. Einige Male in der Woche pflege ich, um die Zeitungen zu lesen, in den Abendstunden mein altes Wirthshaus zum „zwarten Jager" zu besuchen. Ich nahm sodann, wenn es schon dunkel geworden war, meinen Rückweg durch die prachtvolle Allee von Molenvliet. Die Wohlgerüche, welche den Blüthenbäumen der Allee und den Millionen Blumen und Stauden der Ziergärten entströmen; der phantastische Anblick von Tausenden der Leuchtkäfer, welche theils einzeln umherschwirrten, theils in langen, prozessionsartigen Zügen durch die Lüfte brausen; die Menge der Fußgänger der verschiedensten Nationalitäten; der Reiter, welche auf den kleinen, temperamentvollen Pferden dahergaloppiren; das lustige Daherrollen von zahlreichen Equipagen, vom zierlichen Bendy bis zum stolzen Viererzug mit seinen Vorreitern, galonirten Dienern und Palefreniers, deren hellleuchtende Taly-Api's

(Lunten) und dunkelglühende Obors (Fackeln) Funken sprühen: machen den Weg an sich schon reizend. Noch mehr aber gewinnt er durch die prachtvollen Villen, welche hellerleuchtet in kleinen Abständen von einander an der Straße sich hinziehn, und durch das Leben in diesen Häusern, das dem Vorübergehenden, wie auf einer offnen Schaubühne, sichtbar wird. Im Rez-de-chaussée dieser Prachtsitze der Reichen, das um einige Stufen sich über das vorliegende Blumengärtchen erhebt, zeigen sich nach der Straße zu rechts und links vom Mittelbau, den meist ein hoher, gleichfalls offner Vorbau — der Pandoppo — ziert, offne Säulenhallen. In diesen, durch prachtvolle Kronleuchter, durch Lampen, Windlichter und chinesische phantastisch bemalte Laternen tageshell erleuchteten, lang sich hinziehenden Galerien bringt die schöne Welt Batavia's ihre Abende zu; dort tafeln die Reichen; dort spielen und musiziren sie; dort empfangen sie Besuche; dort, vor den Augen der Vorübergehenden, Reitenden und Fahrenden, plaudern und tanzen sie bis tief in die Nacht hinein.

Die Villa Creubec steht im Glanz der Ausschmückung, in Zahl der Dienerschaft, im Luxus der Tafel und in der Menge vornehmer Gäste keiner anderen nach. An das vergoldete Eisengitter des Vorgärtchens gelehnt, im Staube der vorüberrollenden Karossen, sehe ich, ein unbeachteter Wanderer,

mein Kind in zierlichen, lichten Gewändern, mit Blumen im toupirten Haar, an der reichgeschmückten Tafel sitzen, welcher es an Gästen niemals fehlt. Sara in einem hellen Kleide mit kurzen Aermeln, mit einem turbanartigen Tuche um den Kopf und in weißen Handschuhen, steht auf der einen, ein Javane in einem langen Tressenrock auf der andern Seite hinter ihrem Stuhl und bedienen sie, als wäre sie eine erwachsene Dame. Sie sieht so kalt, altklug und gelangweilt aus, wie die englische Gouvernante mit den langen Zähnen und den Pfropfenzieherlocken zu ihrer Linken. Alle ihre Bewegungen sind voll Ziererei und Unnatur. Kindliche Heiterkeit und Frohsinn treten keinen Augenblick hervor. Ich beklage das arme Kind, welches um seine Jugend betrogen wird, in solchen Momenten von ganzem Herzen, und mache mir bittere Vorwürfe, seine Erziehung in so wenig geeignete Hände gelegt zu haben. Dann aber erlebe ich wieder Scenen, welche mich mit Verachtung gegen Leokadie erfüllen, so daß ich viele Tage lang nicht ohne Widerwillen an dieses Geschöpf zu denken vermag. Nicht selten begegne ich Frau v. Creubec mit Leokadie. Die gute Frau bleibt dann stehen und, sobald es die Umstände irgend erlauben, befiehlt sie, wenn sie daher gefahren kommt, zu halten, um mit mir einige freundliche Worte zu wechseln, wie sehr sie sich damit

auch gegen ihres Gemahls Instruktionen vergeht. Bei solchen Gelegenheiten gewahre ich, wie unglaublich schwer es dem Mädchen wird, mich zu begrüßen, oder gar, nach Befehl ihrer Pflegemutter, mir die Hand zu reichen. Es entging mir nicht, wie sie verstohlen in peinlichster Verlegenheit umherspähete, ob nicht etwa ein Bekannter dieses Bekanntsein, ihrer Mutter Freundschaft mit einem Sergeanten, bemerkt. Das Kind schämt sich ihres häßlichen Vaters in der groben Kommisuniform.

Wo von Herrn v. Creubec gesprochen wird, geschieht es mit Achtung für seine Geschäftskenntnisse und mit Anerkennung seiner angenehmen Umgangsformen. Man scherzt darüber, daß er mit Ri-ka-sin in Geschäftsverkehr steht, was nicht so verborgen geblieben ist, wie er es wohl glauben und wünschen mag. Wiewohl alle Welt weiß, welche Lasterhöhle des Chinesen glänzendes Etablissement ist, so nehmen, bei der laxen Moral, die hier herrscht, doch nur wenige für Pedanten geltende Menschen Anstoß daran. Die andern beneiden Herrn v. Creubec um den glücklichen Griff, der ihm eine Quelle des Reichthums erschloß. Seitdem Herr v. Creubec Konsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden ist, deckt das Sternenbanner, das stolz über seinem Hause weht, in den Augen der bewundernden Menge vollends jede Sündenschuld.

Seit Jahren habe ich bemerkt, daß Herr v. Creubec mit den meisten Herren der Militair-Verwaltung in freundschaftlichem Verkehr lebt. Den General, welcher dem Bekleidungswesen vorsteht, Kapitän Mokus und andere Offiziere unserer Branche sehe ich nicht selten des Abends an seiner Tafel. Ich weiche dem Herrn Konsul aus, so weit ich es vermag, und habe seit jenem Tage, der mein Lebensglück zerstörte, kein Wort mehr mit ihm gewechselt.

In neuester Zeit habe ich jedoch die Genugthuung gehabt, daß dieser eben so schlechte, wie hochmüthige Mensch sich genöthigt sah, mich aufzusuchen und mit einer Bitte vor mir zu erscheinen, worüber ich das Nähere nachstehend niederschreiben werde.

Meine dienstliche Stellung hat sich wohl in Bezug auf meine Beschäftigung, keineswegs aber durch Rangerhöhung geändert. Eine geringe Gehaltsverbesserung, welche mir zu Theil wurde, ist die einzige Belohnung für zehnjährige Dienste gewesen, die weit über meine Stellung hinausgingen und schließlich so ziemlich den ganzen Geschäftsbereich des Kapitän Mokus umfaßten, so daß dieser fast nur durch seine Unterschrift den von mir getroffenen Anordnungen und Maßnahmen die gesetzliche Kraft gab, während er selbst fast nur mit rein kaufmännischen und politischen Dingen sich beschäftigte. Wie sehr mein Chef auch sonst meine Kräfte ausnutzte, so verschonte er

mich doch mit den Dingen, welche in jenem Bereich lagen und hielt sie mir mit einer gewissen Aengstlichkeit fern. Ich war weit entfernt von dem Gelüste, ihm in die Karten zu sehen, zumal in mir mehr und mehr der Verdacht aufstieg, daß der Kapitän gegründete Ursache hatte, sie fest an sich zu halten. In der letzten Zeit, seitdem wir unter der englischen Regierung stehen, war ich meinem Chef, meiner Kenntniß der englischen Sprache wegen, vollends unentbehrlich geworden.

Da ich keine Kaution stellen kann, so war mein Aufsteigen vom Zahlmeister-Gehülfen zum Unter-Zahlmeister nur dann möglich, wenn ich von Seiten meiner Vorgesetzten ausnahmsweise zu diesem Avancement eingegeben wurde. Dabei ist indeß ein Attest derselben nothwendig, worin sie sich, auf Grund längerer Dienstzeit des Kandidaten, über dessen tadellose Moralität und seine völlig geordneten pekuniären Verhältnisse aussprechen. Nach bestandenem Examen erfolgt alsdann die Ernennung zum Unter-Zahlmeister mit Lieutenantsrang, unter der Bedingung, daß die Kaution allmählich durch Gehaltsabzüge aufgebracht wird. Als ich den Kapitän Mokus vor Jahren bat, mir diese Vergünstigung zuzuwenden, erschien er darüber sehr erstaunt und sagte, daß er nicht im Stande sei, mir das zu diesem ausnahmsweisen Vorschlage nöthige Attest auszustellen. Wenn auf mir auch nicht gerade der

Verdacht der Unterschlagung von Dienstgeldern ruhe, so habe ich mir doch das Vergehen einer Dienstvernachläßigung zu Schulden kommen lassen, in Folge derer diese Gelder mir abhanden gekommen seien. Nicht nur hätte ich borgen müssen, um diese zurück zu erstatten, sondern ich sei schon vorher die Summe von tausend Gulden schuldig geworden, ohne dazu den Konsens der Vorgesetzten einzuholen. Einem Manne, welcher unter solchen Umständen in Schulden gerathen sei und bis zur Stunde noch Gehaltsabzüge erleide, ein Attest des Inhalts auszustellen, daß seine finanziellen Verhältnisse völlig geordnet seien, halte er für eine Gewissenlosigkeit, welcher er sich nicht schuldig machen könne.

Damit war für mich die Aussicht auf eine wesentliche Verbesserung meiner Lage verschwunden, zumal ich aus meiner Heimath gar keine Nachrichten mehr erhielt. Der einzige Brief, welcher mir zu Händen gekommen ist, war von Piet Piepenstock 1802 im Auftrage des Ohms Jan geschrieben. Der kurze Frieden von Amiens zwischen England einerseits, und Frankreich und Holland andererseits, hatte die Meere frei gemacht und so dieses Schreiben ankommen lassen, während vor- und nachher die Kommunikation zwischen Batavia und dem Mutterlande als völlig abgeschnitten anzusehn war. Piet schrieb mir, daß der Baron 1801 einen Wechsel für Max

Natz im Betrage von zweihundert Pfund Sterling auf ein hiesiges Handelshaus nebst einem Briefe dem Kapitän Schutter anvertraut habe, welcher wiederum mit der „Rose von Bremen" eine Reise nach Batavia angetreten habe. Die Rose sei indeß nicht heimgekehrt und die Nachforschungen hätten ergeben, daß das Schiff nicht in Batavia angekommen, weshalb zu befürchten, daß es auf der Hinreise verunglückt sei. Jenes Geld, die zweite Rate zu Adelheid's Aussteuer, sei nunmehr bei Paul van Puyts zinstragend angelegt und könne von mir oder Adelheid jeden Moment erhoben werden.

Ob von meinen Briefen einer angelangt ist und ob man mein trauriges Loos erfahren hat, weiß ich nicht.

Nun aber zu einer Begebenheit, welche, ohne mein Zuthun, mächtig in meine Lebensverhältnisse eingegriffen hat. Sie hängt mit den politischen Veränderungen zusammen, welche Java in die Hände Englands brachte, und ging von der geheimnißvollen Vereinigung aus, welche ich nicht anders, als mit „Sechs und fünfzig B" zu bezeichnen weiß.

Während meines Aufenthalts auf dieser Insel habe ich allmählich die Geschichte der Verwaltung derselben durch die Holländer kennen gelernt. Ich bin dabei nicht auf allzuviel Erfreuliches gestoßen und habe allenthalben geringe Sorgfalt und vielen Mangel an Konsequenz gefunden, sobald es das Erstreben

der allgemeinen Wohlfahrt galt, aber großes Raffinement, Ausdauer und Emsigkeit, sobald es sich um die Bereicherung des Einzelnen und um Durchführung von Parteizwecken handelte. Der sittliche und moralische Verfall hat mit der Zeit zugenommen und die Depravation, sowohl der Beamten der holländisch-ostindischen Kompagnie, wie der des Gouvernements, hat unglaubliche Dimensionen angenommen.

In den ersten Zeiten der Gründung machte die Kompagnie Geschäfte, welche ganz Europa anstaunte. Sie zahlte zur Zeit ihres Glanzes eine Dividende von mehr als tausend Prozent. Nach und nach aber begann das System des Betruges. Man muß sich wundern, daß den Aktionären noch lange Zeit hindurch eine Dividende von zwölf Prozent gezahlt werden konnte, wenn ein Resident von Sumanap sich einen Dienertroß von mehr als vierhundert Menschen hielt; wenn der Resident von Cheribon sich aus den Kaffee-Kulturen eine unrechtmäßige Einnahme von jährlich 100,000 Thaler in die Tasche steckte, und die General-Gouverneure in der Pracht orientalischer Herrscher, mit einer Gefolgschaft von drei- bis viertausend Menschen, im Lande umherzogen.

Vom höchsten Beamten bis auf den letzten herab betrogen Alle. Wie ein untergeordneter Beamter, der bei geringer Besoldung aus Noth betrog, nach und nach heraufkam, mußte er seinen Kollegen, mit denen er früher

gemeinschaftliche Sache gemacht, jetzt, wohl oder übel, durch die Finger sehen. Das javanische Sprüchwort sagt: „Der Fiskal hält den Sack auf, der Resident füllt ihn und dann theilen sie sich den Inhalt."

Wiewohl bisweilen Männer an die Spitze kamen, welche Redlichkeit mit Klugheit und Energie verbanden; die, wie Dirk van Hogendorp, das Wohl der Javanen zu fördern suchten und dennoch die Einnahmen der Kompagnie zu heben wußten: so vermochten sich solche Männer doch niemals lange zu halten. Sie hatten entweder offenbare Betrüger zu Nachfolgern, welche die aufkeimende Saat des Guten sofort wieder niedertraten, oder Männer, wie der Advokat Nederborg war, die auch wohl Ordnung und Redlichkeit in der Verwaltung anstrebten, denen aber das Wohl der farbigen Unterthanen keineswegs am Herzen lag, welche sie als Lastthiere behandelten, lediglich zur Bereicherung der Kompagnie geschaffen. Von solchen Leuten wurden die härtesten Maßregeln ergriffen, um momentan merkantile Erfolge zu erzielen. Man hieb Tausende der prachtvollsten Kaffeebäume nieder, um für den Augenblick Produktion und Konsumtion im Gleichgewicht zu erhalten, und man verbrannte Schiffsladungen der kostbarsten Gewürze, um den europäischen Markt nicht zu überschwemmen und die hohen Preise aufrecht zu erhalten. So vermochte denn schließlich die Kompagnie sich nicht zu

behaupten und löste sich 1795 mit einem Defizit von 135 Millionen auf.

Der Anschluß Hollands an Frankreich hatte für Java den Nachtheil, daß die Verbindung mit dem Mutterlande durch die Kriege mit England fortdauernden Störungen ausgesetzt war und dadurch die Willkür und der Betrug, den die Beamten ausübten, noch gesteigert wurde. Bei alledem hatte die 1799 herrschende republikanische, franzosenfreundliche Partei doch Macht genug, das General-Gouvernement, die Beamten, die Bürgerschaft und das Militair so weit zu einigen, daß die englische Expedition zur Unterwerfung der Insel mit Energie abgewiesen wurde.

Als später Holland ein Königreich wurde und König Louis Napoleon sich bemühte, Ordnung und Ruhe herzustellen, schickte er 1807 einen ehemaligen enragirten Patrioten, einen Parteigenossen Achill Goy's, Namens Dändels, welcher inzwischen in französischen Kriegsdiensten zum General aufgestiegen war, mit außerordentlichen Vollmachten als General-Gouverneur nach Batavia. Wiewohl dieser Mann alle Eigenschaften besaß, die eingerissenen Mißstände abzuschaffen und die völlig in Unordnung gekommene Verwaltungsmaschine wieder in regelmäßigen Gang zu bringen, so war die Ernennung des Generals Dändels, trotz seiner Kenntnisse, seines Verwaltungstalents und seiner großen Energie, dennoch ein gewal-

tiger Fehlgriff. Er war ein gewissenloser Ehrgeiziger, welcher die ihm gegebene große Macht zu seiner eigenen Erhebung zu verwenden gedachte. Sein Streben ging dahin, mit Hülfe der starken republikanischen Partei sich zum Diktator eines von Holland völlig unabhängigen Java's zu machen. Während der Zeit seiner Verwaltung stiftete er mancherlei Gutes. Er regelte den Geschäftsgang, trat den Betrügereien allenthalben da entgegen, wo sie nicht von seinen Parteigenossen ausgeübt wurden, und brachte die Armee auf 20,000 Mann und in eine vortreffliche Verfassung. Er verfehlte nicht, sich die Sympathieen der Truppen zu erwerben. Er setzte sich ferner mit den eingebornen Fürsten, namentlich mit Diepo Negoro, Sultan von Surokarta, in Verbindung. Man wollte wissen, daß der General-Gouverneur sich des Herrn v. Creubec, mit welchem er in vielfachen Verkehr getreten war, für diese Missionen als Unterhändler bediene. Auch den Kapitän Mokus bezeichnete man als eine Vertrauensperson Dändels in Geldangelegenheiten.

Der General-Gouverneur Dändels zeigte sich gegen Widerstrebende von rücksichtslosester Härte, gegen Farbige aber von einer Tyrannei, welche sich oftmals bis zur schreiendsten Ungerechtigkeit und zur erbarmungslosesten Grausamkeit steigerte. Einem Residenten muthete er zu, die Brüder eines javani-

schen Sultans vergiften zu lassen, wiewohl sie kein anderes Verbrechen begangen hatten, als dem Fürsten, welcher sie beerben wollte, zu lange zu leben. Einen sehr reichen und angesehenen chinesischen Kaufmann, welcher an der Gicht litt, ließ er hinrichten, weil derselbe nicht rechtzeitig seinen Wagen verlassen hatte, um auf dem Straßenpflaster vor dem ihm begegnenden General-Gouverneur den herkömmlichen Fußfall zu machen. Tausende von Javanen erlagen den Straßenarbeiten, zu denen ihre Kräfte nicht ausreichten. Natürlich machte sich der General-Gouverneur dadurch persönlich, dann aber auch die von ihm begünstigten Parteigenossen und die französische Regierung in hohem Grade verhaßt, wogegen die Partei des Prinzen von Oranien, welche so lange unterdrückt gewesen war, einen gewaltigen Aufschwung gewann.

Man behauptet, von dieser Partei seien schon 1810 wiederholte Denunziationen gegen Dändels, wegen Hoch- und Landesverrath, an den Kaiser Napoleon gelangt, der inzwischen das Königreich Holland dem großen französischen Kaiserreiche einverleibt hatte. Zugleich, sagte man, habe die oranische Partei Sorge getragen, daß in englisch Ostindien eine Expedition vorbereitet werde, um, bei einem Wechsel des General-Gouvernements in Batavia, sofort nach Java abzugehen und diese Insel für den Prinzen von Oranien in Beschlag zu nehmen.

Es erfolgte in diesem Frühjahre die Abberufung des General-Gouverneurs Dändels. In seine Stelle kam Mijnheer Jansens, während dem französischen Brigade-General Jumel der Befehl über die Truppen anvertraut wurde.

Das Zusammenwirken der Ereignisse, die Abberufung und die Landung, trat, dem Plane gemäß, ein, und der Erfolg zeugte von der Richtigkeit des Kalküls. Die englische Expedition, welche Sir Thomas Stamford-Raffles kommandirte, und der General-Gouverneur des englischen Ostindiens, Lord Minto, in Person begleitete, fand nahezu gar keinen Widerstand. Die Truppen waren über die Abberufung Dändels mißmuthig; die Mehrzahl der Bürger und Beamten hatten für Kaiser Napoleon nicht die mindeste Sympathie, und die Farbigen freuten sich, die harte französische Herrschaft los zu werden. So wurde denn sehr bald mit den englischen Landungstruppen eine Kapitulation abgeschlossen, in Folge welcher Java von den Engländern zu Gunsten des Prinzen von Oranien in Besitz genommen wurde.

Während beim Abzuge der Engländer 1799 die Bevölkerung von Batavia begeistert die Trikolore schwang, die verbündeten Republiken von Batavia und Frankreich leben ließ und der Rothröcke spottete, welche so schleunigst davon gerannt waren: steckte

man in diesem Jahre riesengroße orange Kokarden an, wurde nicht müde: „Oranje boven!“ zu schreien, den Engländern zuzutrinken und auf den verdammten Bonaparte und seine Franzosen zu schimpfen.

Das Militair, wie sämmtliche Beamten, sind für die englische Verwaltung des Prinzen von Oranien in Pflicht genommen, nur wenige Personen in den höchsten Regionen des Heeres und der Verwaltung sind zurückgetreten und haben andern Platz gemacht. Damit ist die Sache abgethan und Alles bewegt sich im alten Gleise.

Auch in unserem Geschäftsverkehr hatte sich nichts geändert. Kapitän Mokus war, wie unser ganzes Personal, auf seinem Posten geblieben. Nach wie vor habe ich, von sieben bis elf Uhr Vormittags und von vier bis sieben Uhr Nachmittags, meine Bureaustunden in dem Diensthause der Bekleidungs-Kommission von Wel-te-Vreeden abgehalten. Zum besseren Verständniß der folgenden Begebenheiten will ich jenes Haus näher beschreiben. Es liegt mit seiner Giebelseite dem weiten Exerzierplatz zugewendet, während die rechte Längenseite, welche in der Mitte die einzige Thür des Hauses zeigt, an welcher ein Posten schildert, einer schmalen Gasse zugewendet ist. Wer in das Haus eintritt, kommt unmittelbar in einen geräumigen Wartesaal, aus dem rechts eine Thür in das „Kassenzimmer“ führt, dessen Fenster

nach dem Exerzierplatz hinaussehen, und links in die „Kalkulatur,“ in welcher eine Menge „Kommis“ unter Aufsicht des Buchführers an ihren Pulten arbeiten. An das Kassenzimmer stößt „das Arbeits-zimmer des Kapitäns,“ und an die „Kalkulatur“ die „Registratur,“ welche beide die andere Längenseite des Hauses einnehmen. Aus dem Kassenzimmer führt eine eiserne, enge und niedrige Thür in das „Kassen-gewölbe,“ das lang, schmal und ganz ohne Fenster, zwischen allen jenen Zimmern mitten inne liegt. Das Kassengewölbe wird während der Kassen-stunden, von neun bis elf Uhr Morgens, durch Hängelampen erhellt und zeigt an den Wän-den entlang Holzgestelle, auf welchen die Packete mit Kupfergeld aufgestapelt sind, sowie schwere Kassenkasten zur Aufnahme von Gold, Silber und Papiergeld, während in der Mitte lange Zähltische stehen. Vor der Eisenthür, welche das Kassen-zimmer und das Kassengewölbe verbindet, ist ein weiter Raum, in das Kassenzimmer hinein, durch schwere Geländer abgeschlossen, welche zum Theil die Füße von Zähltischen bilden. In diesem Raum bin ich während der Kassenzeit als „Kassirer“ thätig. Ein herkulischer Mohr, Namens Abdallah, aus dem Lande Aschante, an der Küste von Guinea, der, tiefschwarz, mehr die Züge der kaukasischen Race, als die der Neger zeigt, versieht das Geschäft des Kassen-

dieners. Früher Soldat, ist er seit Jahren mit diesem Posten betraut. Wer Zahlungen zu empfangen hat, erscheint zu den Kassenstunden im Kassenzimmer und überreicht dort die schon vorher in der Kalkulatur geprüften Quittungen dem Kapitän, welcher sie mit der Zahlungsordre versieht. Der Empfänger kommt dann zu mir und ich leiste die Zahlung, zu zwei Drittel der Summe in Kupfer, und ein Drittel, nach Wunsch, in Gold, Silber oder Papier. Da die Zahlungen unendlich viel Kupfergeld erfordern, so hat der Mohr vollauf zu thun, die Baspäckchen aus dem Kassengewölbe mir zuzutragen.

Außer der Zeit des Kassengeschäfts bekomme ich meinen Chef wenig zu sehen. Er zieht sich in sein Arbeitskabinet zurück und überläßt mir das Oeffnen der Dienstbriefe, das Zutheilen derselben an die Sekretäre, die Führung des Kassenbuchs, das Ordnen der Quittungen und die Anfertigung der Kassen-Abschlüsse u. s. w. Die Masse meiner Arbeit ist sehr ungleich vertheilt. Es giebt Zeiten, in denen ich bei angestrengtestem Fleiße sie während meiner Bureaustunden kaum zu überwältigen vermag und wieder andere, welche mir viele freie Stunden lassen, die ich mit Schnitzarbeiten ausfülle. Das sind wahre Wonnestunden für meinen Mohren. Mit offenem Munde, die Augen unabläßig auf meine Hände gerichtet, hockt er vor mir auf dem Fußboden und

ergötzt sich an dem Fortschreiten der Arbeit. Als ich einst der Neujahrsgeschenke gedachte, kam ich auf den Einfall, Abdallah's Profil halb erhaben in Ebenholz zu schneiden. Ich brachte es auf einen Grund von Elfenbein in Medaillonform und hing es ihm an einer rothseidenen Schnur an jenem Tage um. Er sah sein Gesicht lange Zeit erstaunt an, dann rief er plötzlich: „Abdallah!" sprang lachend und in die Hände klatschend mit der Ausgelassenheit eines Kindes in der Stube herum und wurde nicht müde, mir die Kleider und die Hände zu küssen. Wenn schon früher der gutherzige Bursche, der auch das Amt eines Bureaudieners versieht, schon bemüht war, mich bestens zu bedienen, so hielt er mir jetzt die Taly-Api hin, bevor ich bemerkte, daß mir die Cigarre ausgegangen war, und präsentirte mir das Ajer blanda — holländisches Wasser, wie man hier das Selterswasser nennt — stets in tadelloser Frische.

Ich war sehr erstaunt, als ich einige Zeit darauf das Medaillon, welches ich dem Mohren geschenkt hatte, am Halse der braven Sara gewahrte. Sie offenbarte mir, daß sie des Abdallah's, oder wie er jetzt nach seiner Taufe heiße, des Abraham's Braut sei.

Noch mehr aber erstaunte ich, als einige Wochen nach der Besitznahme Java's durch die Engländer, der Mohr an einem Nachmittage, als wir wieder allein waren, dicht an mich herantrat und, indem er

mir ein Papier überreichte, mir zuflüsterte: „Dieses schicken Sechs und fünfzig B.“ Er übergab mir damit ein unbeschriebenes Stückchen Papier, auf dem der bekannte Mariengroschen in schwarzem Siegellack abgedrückt war. „Dabei soll ich Tuwan Natz sagen: „Morgen Kassenrevision. Was vorkommen, Tuwan Natz nichts angehe. Alles gut und recht. Auch für Tuwan Natz sehr gut!“

Mir war von dieser Seite so lange Zeit hindurch kein Lebenszeichen gegeben worden, daß ich der Meinung war, von der Genossenschaft entweder aufgegeben zu sein, oder daß sie völlig machtlos geworden sei. Ich muß gestehen, daß ich über die Mittheilung mehr befremdet, als erfreut war. Auch die Zuversicht, womit man auf meinen Gehorsam rechnete, schmeichelte mir keineswegs, zumal der Botschaft ein Hinweis auf den eignen Vortheil, gleichsam als ein Köder, hinzugefügt war. Jedenfalls war ich in hohem Grade erregt, und vermochte in der darauf folgenden Nacht kein Auge zu schließen.

Während der Kassenstunde am andern Morgen war ich äußerst gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten und konnte es nicht unterlassen, oft mitten in der Auszahlung inne zu halten, um einen Blick auf den Exerzierplatz zu werfen, den ich von meinem Verschlage aus zum großen Theil übersehen konnte. Die Zeit verrann und die Geschäfte hatten

ganz ihren gewöhnlichen Verlauf genommen. Ich begann schon zu glauben, daß für heute sich nichts mehr ereignen würde, als ich ein, in Batavia ganz ungewöhnliches Fuhrwerk, quer über den Platz im schärfsten Trabe auf unser Haus zukommen sah. Es war ein offenes, leichtes und sehr elegantes Wägelchen, das von zwei mächtigen englischen Halbblutpferden, welche aber nicht neben einander, sondern vor einander gespannt waren, gezogen wurde. Wie ich später erfuhr, nennt man ein derartiges Gespann in England einen „Tandem.“ Ein englischer Kavallerie-Offizier in half-dress, dem zur Seite ein Korporal mit einer Aktentasche saß, lenkte die hochedlen Thiere von dem erhöhten Vordersitz. Den Hintersitz nahmen zwei Farbige in reicher Livrée ein, von denen der eine einen Sonnenschirm über das Haupt seines Herrn hielt, und der andere den unentbehrlichen Taly-Api, den Luntenstock, führte. Der Wagen wendete in kurzem, elegantem Bogen, als er in die Nähe des Hauses kam, und parirte sodann dicht vor den Fenstern im Schatten der Bäume.

Bald darruf trat der Offizier, gefolgt vom Korporal und dem Diener mit dem Taly-Api, welche ehrerbietig an der Thüre stehen blieben, in das Kassenzimmer. Der Offizier, ein großer, stattlicher Herr, trug einen blauen Spenzer mit Seidenverschnürung, weiße Beinkleider und Quastenstiefeln. An seiner

Seite blitzte ein kostbarer Türkensäbel an rother Seidenschnur, während die Mütze mit der breiten Goldborte ihn als Stabsoffizier bezeichnete. Nach dem in Indien herrschenden Gebrauch war der Stabsoffizier mit brennender Cigarre eingetreten und rauchte ungenirt weiter, während die im Range niedrigern, somit auch der Kapitän Mokus, die ihrigen bei Seite legten. Mit militairischem Anstand ging er auf den Kapitän Mokus zu, welcher ihm entgegenging, und überreichte demselben eine offene Ordre.

„Ich bin Major Bradish, Offizier im Stabe des General-Gouverneurs," sagte er in freundlichem Tone in holländischer Sprache, die er geläufig, wenn auch mit fremdartigem Accent sprach, „und, wie Kapitän Mokus aus dieser Ordre sehen werden, kommandirt zur Revision der Kassen und Bücher, so wie zur Information über Geschäftsbetrieb, Personalien und Lokalitäten."

Mir war der Herr vom ersten Moment an bekannt vorgekommen, seitdem ich ihn indeß sprechen hörte, war jeder Zweifel verschwunden. Der Stabsoffizier war Herr de Vos.

„Sie werden die Güte haben, Kapitän," fuhr er fort, „den Kassenabschluß zu machen, sodann werden wir uns mit Ihren Geldern beschäftigen. Bis Sie mit dem Abschluß und mit dem Sortenzettel fertig sind, werde ich Kenntniß von den Lokalitäten

nehmen und mir Ihr Personal vorstellen lassen. Sie haben gewiß Jemanden zur Hand, der mich führen kann."

Damit sah er sich im Zimmer um. Sein Blick traf mich bedeutungsvoll, ohne daß sich eine Miene seines Gesichts verzog.

„Gewiß, gewiß!" entgegnete Kapitän Mokus dienstbeflissen, indem er die Ordre mit einer tiefen Verbeugung zurückreichte. „Hier der Ober-Sergeant Natz wird die Ehre haben, den Major Bradish zu führen."

„Wollen Sie aber nicht rauchen, Kapitän?" sagte der Major, indem er in verbindlichster Art dem Kapitän sein höchst elegantes Cigarren-Etui präsentirte und seinen Diener mit dem Luntenstock herbeiwinkte. Dieser sprang dienstfertig hinzu und hielt dem Kapitän seine Taly-Api hin. Kaum aber hatte dieser ein paar Züge gethan, als er zu wanken begann und unfehlbar zu Boden gesunken wäre, hätte der Diener ihn nicht geschickt umfaßt und vorsichtig dem Lehnstuhl zugeführt, von dem der Kapitän sich soeben zur Bewillkommnung seines Besuchs erhoben hatte.

Ich war im Begriff, hülfreich auf meinen Chef zuzueilen, als der Major mir die Hand auf die Schulter legte und mir mit ruhiger Stimme zuflüsterte: „Alles recht und gut!" Er gab sodann

dem Korporal und dem Abdallah einen Wink und sagte zu mir im gewöhnlichen Unterhaltungston, welcher auch nicht die mindeste Nüance einer Aufregung gewahren ließ: „Kommen Sie, Ober-Sergeant! Zeigen Sie mir die Einrichtungen des Hauses und führen Sie mich zum übrigen Dienstpersonal. Wir werden sodann hierher zurückkehren."

Ich kam seinem Befehle nach, konnte mich indeß nicht erwehren, ehe ich das Kassenzimmer verließ, noch einen Blick auf den Kapitän Mokus zu werfen. Dieser saß, wie in tiefen Schlaf versunken, mit geschlossenen Augen unbeweglich in seinem Lehnstuhl, während der farbige Diener des Majors vor ihm stand und mit weit vorgestrecktem Arme den Luntenstock vor dem Gesichte des Kapitäns leicht hin und her bewegte, so daß dieser den feinen Qualm der Taly-Api einathmen mußte. Ich bemerkte ferner, daß Abdallah und der Korporal in das Kassengewölbe gingen.

Wir verließen das Kassenzimmer und der Major begab sich auf die Straße, wo er die Schildwacht dahin instruirte, bis auf Weiteres keinen Menschen die Hausthüre passiren zu lassen. Dann ging er, festen und ruhigen Schrittes, als sei er mit der Lokalität völlig vertraut, quer durch das Wartezimmer in die Kalkulatur. Ich stellte den Buchhalter dem Major vor. Dieser nannte seinen Namen und zeigte seine Ordre vor, worauf die sämmtlichen

Beamten zusammenberufen und dem Major präsentirt wurden. Er erkundigte sich in sehr liebenswürdiger und theilnehmender Art nach eines Jeden Beschäftigung, Gehalt und Personal-Verhältnissen, worüber er sich Notizen machte. Darauf hielt Major Bradish eine kurze Anrede, worin er wiederholte, wie England keineswegs beabsichtige, Java für sich in Besitz zu nehmen, sondern es nur für das Haus Nassau-Oranien so lange zu verwalten gedenke, bis diese reiche Kolonie beim Friedensschluß, mit dem Mutterlande vereinigt, unter die Regierung des Prinzen von Oranien treten werde. Es seien in der letzten Zeit in vielen Zweigen der Verwaltung Unregelmäßigkeiten vorgekommen, wodurch Einzelne sich auf Kosten der Kolonie bereichert hätten; diesen Uebergriffen würde die jetzige Regierung entgegenzutreten und die betreffenden Persönlichkeiten zu entfernen wissen.

Während der Major noch sprach, trat der Korporal in das Zimmer und meldete, daß der Kapitän Mokus mit dem Kassenabschluß fertig sei, worauf der Major das Personal mit großer Artigkeit entließ. Vorweggehend hob er den Befehl, welchen er der Schildwache ertheilt hatte, auf, und begab sich in das Kassenzimmer zurück.

Als ich dort eintrat, stand der farbige Diener mit seinem Taly-Api an der Thüre; Abdallah kauerte

auf seinem Teppich am Kassengitter; vor dem Fenster hielt der Tandem mit seinen ungeduldig scharrenden Rossen und — zu meiner größten Verwunderung — saß der Kapitän Mokus, an der Feder kauend, an seinem Schreibtisch, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

„Verzeihen Sie, Major," sagte mein Chef, „ich bin noch nicht ganz fertig. In Ihrer Abwesenheit ist es mir wie eine Ohnmacht überkommen. Sie ist indeß bald vorübergegangen. Es ist mir noch nie etwas Derartiges passirt. Natz, setzen Sie sich hin und machen Sie den Sortenzettel."

Die Kassenrevision ging vor sich. Es stimmte Alles auf das Genaueste. Vor seiner Entfernung befragte mich der Major in Gegenwart des Chefs nach meiner Dienstzeit und meinen Kenntnissen. Er sagte sodann, daß er hoffe, mich das nächste Mal als Unterzahlmeister wiederzusehen. Nachdem er vom Kapitän Mokus mit kalter Höflichkeit sich verabschiedet hatte, schwang er sich gewandt auf den Wagen und brauste davon.

Nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit zu verrathen, befragte der Kapitän mich und Abdallah auf das Eingehendste nach dem, was wir von seiner Ohnmacht wüßten.

Abdallah sagte aus, er sei in dem Moment wohl nicht im Zahlzimmer anwesend, sondern im Kassengewölbe beschäftigt gewesen, die Päckchen mit Kupfergeld, welche am Morgen nicht zur Verausgabung gekommen, übersichtlich zu ordnen. Von einer Ohnmacht des Kapitäns sei er nichts gewahr worden. Ich erklärte, daß der Kapitän, als ich das Zahlzimmer verlassen, auf seinem Lehnstuhl am Schreibtisch gesessen habe. Auf demselben Fleck sitzend, habe ich ihn bei meiner Rückkehr wiedergefunden. Ich hatte die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit gesagt, und schämte mich der Zweideutigkeit.

Der Kapitän begab sich sodann zum Verschluß der Kassen in das Gewölbe. Als Abdallah und ich ihn, wie immer, dahin begleiten wollten, um beim Einräumen der Beutel in die Kassen ꝛc. behülflich zu sein, wies er uns zurück. Mein Chef verweilte ungewöhnlich lange bei seinem Geschäft. Als er endlich aus dem Gewölbe hervorkam, war er leichenblaß; eine große Hast und Aufregung zeigte sich in allen seinen Bewegungen. Als er die eiserne Thüre des Kassengewölbes verschließen wollte, zitterte seine Hand dergestalt, daß die großen Schlüssel des Bundes fortwährend gegen einander klirrten. Es dauerte geraume Zeit, ehe er mit dem Thürschloß und mit den Vorhängeschlössern der Riegel in Ordnung kam. Sein Gesichtsausdruck war indeß so finster, bissig und abweisend, daß wir uns fern hielten. Der Kapitän verließ, ohne eine Wort zu sprechen, das Zimmer und begab sich eilig, wenn

auch mit unsichern Schritten, in die Beletage, welche er mit seiner Haushälterin und seinen Kindern bewohnte. Bei meinem Heimwege, ehe ich die Allee von Molenvliet gekreuzt hatte, überholte mich der Kapitän schon in seinem Bendy, mit dem er in höchster Eile die Richtung zur Altstadt einschlug.

Am Nachmittag war ich im Zahlzimmer mit Abdallah allein, der, wie immer, schweigend auf seinem Teppich saß und sich mir selbst dann nicht näherte, als ich, nach Erledigung meiner Geschäfte, zu schnitzen begann.

Als die Bureaustunde abgelaufen war und ich mich anschickte, das Lokal zu verlassen, trat Abdallah an mich heran und sagte in leisem Tone: „Englischer Offizier kennen „Sechs und fünfzig B." Korporal und ich haben geheimen Schrank von Kapitän aufgemacht. Alles, was darin gewesen, ist durch das Fenster auf den Wagen gekommen. Kapitän schlimmer Mann. Viel Betrug gemacht, kommen nicht wieder! Tuwan Natz aber nichts sagen müssen!"

Am Abend ging ich, wie es für einige Mal in der Woche meine Gewohnheit war, in den „zwarten Jager," wo ich, als alter Stammgast, trotz meiner Kommisuniform, gern gesehen wurde. Ich pflegte mich nur selten an allgemeinen Gesprächen zu betheiligen, sondern hörte aus meinem stillen Winkel bescheiden zu, oder las die Zeitungen. Die Gäste bestanden noch immer, mit Ausnahme einiger reicher,

oder besonders angesehener Liplapp's, nur aus Europäern, aus Offizieren, Beamten, Aerzten und Kaufleuten. Man kann in Wahrheit sagen, daß sich in diesem sehr einfachen Wirthshause wohl die solidesten Männer Batavia's zusammenfanden, doch will ich auch nicht verhehlen, daß die meisten von ihnen der oranisch-monarchischen Partei angehörten. Ich fand die ganze Gesellschaft in einer Aufregung, wie ich sie selten, kaum bei der Besitznahme zu Gunsten des Prinzen von Oranien, gesehn hatte. Dieses Mal war sie durchaus keine freudige. Man hörte viele Ausrufe des Zorns, des Hasses und der Verachtung: die Regierung, behauptete man, habe eine Verschwörung entdeckt. Sie sei eine weit verbreitete und man habe ihre Wurzeln in den höchsten Beamtenkreisen zu suchen. Die alte republikanische Genossenschaft der „Patrioten" bilde den Stamm und habe sich mit allen revolutionären Elementen vereinigt, eine von allem europäischen Einfluß völlig unabhängige „Javanische Republik" herzustellen, und dazu sich mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, als Schutzmacht, zu verbinden. Wie die weißen Bewohner dieser schönen Insel ihre europäischen Tyrannen, so sollten die farbigen Bewohner ihre Fürsten und Zwingherrn verjagen und alle Bewohner des herrlichen Java ein einig Volk freier und glücklicher Menschen werden.

Von dieser Partei sei die mehrjährige gestörte Verbindung zwischen Java und dem Mutterlande nebst den dadurch hervorgerufenen Schwierigkeiten und Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung benutzt worden, um die für Parteizwecke nöthigen Kapitalien dem Staate zu entziehen. Auf diese Weise seien große Summen zusammengebracht worden, mit denen man namentlich das Militair auf dem Wege der Bestechung seiner Zeit für sich zu gewinnen gehofft habe.

Es seien indeß die Leute, welche den Staat für ihre Parteizwecke bestohlen hätten, auch von ausreichender Freisinnigkeit gewesen, sich selbst nicht zu vergessen. Es seien in Folge dessen in allen Zweigen der Verwaltung jahrelang die ärgsten Unterschlagungen vorgekommen. Am meisten sei dieses in der Militair-Verwaltung zu Tage getreten. In früheren Zeiten waren alle Materialien, als Tuch, Leder, Beschläge ꝛc. aus Holland gekommen, und die Waffen, wie die Ausrüstungsgegenstände, ohne Ausnahme von dort fix und fertig geliefert worden. Seit der gestörten Kommunikation mußten alle diese Dinge durch die Depots aus anderweitigen Bezugsquellen herbeigeschafft werden. Die Vorstände der Depots — unter andern Namen wurde auch der des Kapitäns Mokus genannt — hätten hierbei mit den Lieferanten unter einer Decke gesteckt. Es seien Kontrakte abgeschlossen und von den höchsten Behörden —

auch wohl nicht ohne namhafte Provisionen — genehmigt worden, Kontrakte, in denen, unter dem Vorwande der Dringlichkeit der Verhältnisse und der Schwierigkeit der Herbeischaffung, die Preise zu der schwindelnsten Höhe heraufgeschraubt gewesen wären. Unter dem Vorgeben, daß die javanische Industrie noch in den Kinderschuhen stecke und keiner höheren Leistungen fähig sei, habe man den dankbaren Lieferanten Materialien und Arbeiten abgenommen, welche gegen die Proben als wahrer Schund erschienen, ohne die Soldaten für die Unhaltbarkeit ꝛc. irgend zu entschädigen.

Die englischen Behörden wären von jener Verschwörung, wie von dieser Betrügereien und Durchsteckereien vollständig unterrichtet gewesen. Sie hätten indeß bisher die Dinge völlig ignorirt. Heute Morgen aber seien gleichzeitig bei allen Behörden die Kassen revidirt worden und es hätten eine Menge Haussuchungen stattgefunden.

Die Gäste im „zwarten Jager“ waren sehr uneinig über die Schritte, welche die Regierung nunmehr einschlagen werde. Während die Einen die Hoffnung aussprachen, die Schurken sämmtlich auf die Anklagebank gebracht und wegen Hoch- und Landesverrath, wegen Diebstahls und Betrugs gehenkt zu sehen, — je höher der Beamte, desto höher der Galgen — wünschten die Andern, daß man den Schurken ihren Raub

aus den schmutzigen Klauen reißen und sie dann im Stillen zum Teufel jagen möge, um des Ansehens der Europäer willen und um die englische Regierung nicht als hart und, den Republikanern gegenüber, als rachsüchtig erscheinen zu lassen.

Ich kann nicht leugnen, ich stimmte für das Hängen und sah die ganze Nacht im Traume einen stattlichen Dreifuß, an dem Kapitän Mokus, Herr v. Creubec und der Chinese Ri-ka-sin baumelten, während Bi-ko-tu mit seinem trefflichen Genossen, die Bambusstäbe mit den sechshundert Gulden auf den Schultern, triefend von Schweiß, mit den Zungen aus dem Halse, den Dreifuß im Dauerlauf umkreisten.

Ich war sehr erstaunt und glaubte noch zu träumen, als ich am andern Morgen, vom Gerassel eines schnell vorfahrenden Wagens erwachend, Herrn v. Creubec erblickte, welcher eben im Begriff war, von seinem Bendy abzusteigen. Gleich darauf trat mein alter Araber ein und überreichte mir die zierliche Karte des Herrn Konsuls. Ich war überzeugt, daß ich den unerwarteten Besuch dieses Herrn, obendrein zu einer so ungewöhnlichen Stunde, irgend einem Vorkommniß in Bezug auf Leokadie zuzuschreiben habe, und beeilte mich, in die Kleider zu kommen.

Als ich in das Wohnzimmer eintrat, wohin ich ihn einstweilen hatte führen lassen, kam er mir mit

einer Freundlichkeit entgegen, welche mich an die Tage unseres Zusammentreffens auf Madeira erinnerte und von dem kalten, hochmüthigen Wesen, das er mir gegenüber schon seit Jahren zur Schau getragen hatte, so himmelweit verschieden war.

„Ich soll Ihnen, Herr Natz, Grüße von meiner Flora und Ihrer schönen Tochter bringen," sagte er mit einem gewinnenden Lächeln, indem er mir, wie einem alten Freunde, die Hand entgegenstreckte, eine Bewegung, welcher ich keine Folge gab. „Endlich komme ich einmal dazu, Sie in Ihrem Sans-souci, von dem Sara Wunderdinge erzählt, aufzusuchen. Die Geschäfte, die leidigen Geschäfte, lassen mich zu nichts kommen. Und wissen Sie, mir wird das Arbeiten unendlich schwer. Stets läßt mich mein Gedächtniß im Stich, dieses elende Gedächtniß, das mir unausgesetzt die widerwärtigsten Streiche spielt und mich mit meinen liebsten Freunden in die häßlichsten Konflikte bringt. Ach, ich bin ein recht unglücklicher Mann! Und welches fatale Geschäft bringt mich hierher!

„Denken Sie sich, gestern Abend schickt der schmutzige, alte Schurke Ri-ka-sin zu mir und läßt mich um des Himmels willen bitten, ihn zu besuchen, da er im Sterben liege und mir Mittheilung über Dinge zu machen habe, welche seine Todesstunde verbitterten.

„Gutmüthig, wie ich bin, fahre ich sofort zu ihm. Da schaukelt denn der Halunke todtenbleich und stöhnend auf einem Stuhl und um ihn hockt auf der Erde eine wunderbare Sorte zopfiger Kerle, die unter fortwährenden Verbeugungen einen scheußlichen, monotonen Singsang vollführen. Ich vermuthe, es sind chinesische Pfaffen gewesen. Als die plärrende, übelduftende Genossenschaft hinausbefördert war, sagte mir der Kranke, dessen Zungenfertigkeit indeß noch keineswegs auf ein nahes Ende schließen ließ:

„Tuwan Konsul! Ich habe gegen einen Ihrer Bekannten, gegen Tuwan Natz, einen Betrug begangen und mich dabei auch gegen Sie versündigt. Tuwan Natz hat mir eine Note von tausend Pfund Sterling verpfändet. Es war mir bekannt, daß Sie keinen Wein vertragen. Ich hatte Ihnen deshalb vorher Rheinwein eingeschenkt und denselben mit Tjoe, dem berauschenden chinesischen Trank, versetzt, so daß Sie im Moment, als Sie meine Empfangsbescheinigung mitunterzeichneten, genügend berauscht waren, um das kleine Geschäft sofort wieder aus dem Gedächtniß zu verlieren.

„Jene Bescheinigung habe ich dem Tuwan Natz entwenden lassen und den Empfang der tausend Pfund abgeleugnet, so daß ich seit dem Jahre 1800 im unrechtmäßigen Besitz dieses Geldes mich befinde. Diese Missethat ruht um so schwerer auf mir, als durch sie viel Unheil über den Betrogenen gekommen

ist. Ich bin deshalb erbötig, demselben jenes Kapital nebst Zinsen bis zum heutigen Tag zurückzuerstatten, wenn er mir verspricht, in dieser Sache weder gegen mich, noch gegen meine Erben, noch gegen Sie, Tuwan Konsul, den ich hinterlistig mit hereingezogen, jemals gerichtlich vorzugehn, noch anderweitig einen für uns nachtheiligen Gebrauch von seiner Kenntniß meiner Versündigung zu machen.

„Natürlich," fuhr Herr v. Creubec fort, „war ich über die völlig ungeahnte Nichtswürdigkeit des alten Schurken empört, und es dauerte lange, ehe ich mich durch das Bitten und Klagen des schwer kranken Mannes endlich bestimmen ließ, bei Ihnen den Vermittler zu machen. Es wird mir dieses um so schwerer, als ich alle die Leiden, welche der Verlust jener Gelder über Sie gebracht hat, sehr wohl kenne. Ich selbst muß mir den Vorwurf machen, Sie verkannt zu haben. Ich habe Sie für einen leichtsinnigen Verschwender gehalten, der sich durch wenig ehrenwerthe Mittel seinen Verlegenheiten entziehen wollte. Ich habe die Tausend-Pfundnote für eine Fabel und Sie für einen Schwindler gehalten, auch habe ich Sie, wie ich jetzt zu meinem größten Bedauern eingestehn muß, demgemäß behandelt."

Herr v. Creubec spielte die Rolle des sittlich empörten Biedermanns und des reumüthigen Verkenners meiner Vortrefflichkeit mit großer Naturwahrheit. Bei meiner Kenntniß seines Charakters

indessen, war ich überzeugt, daß der schuftige Franzose mit dem schuftigen Chinesen in bester Uebereinstimmung handelte. Irgend ein mir noch unbekannter Umstand mußte vorliegen, durch den ich diesen Leuten dermaßen gefährlich erschien, daß sie sich zu Friedensunterhandlungen genöthigt glaubten.

„Mein Herr Konsul," antwortete ich ihm mit großer Ruhe, „es freut mich, Sie in voller Erkenntniß der Leiden zu sehen, welche jener Raub mir gebracht hat, und ich beklage aufrichtig die Schwäche Ihres Gedächtnisses, der ich es zuschreiben muß, von Ihnen während zehn Jahren für einen Schwindler angesehen und danach behandelt worden zu sein. Wie Sie an Schwäche des Gedächtnisses leiden, welche in diesem Falle durch Angorr assam und Tjoe verrätherisch vermehrt wurde, so leide ich an Schwäche des Entschlusses, welche bei gänzlicher Nüchternheit am schärfsten hervortritt. Meine Eile, die Gelder, um welche ich bestohlen und betrogen worden bin, wieder zu erhalten, ist nicht groß. Ich habe mir das Leben, meiner Lage angemessen, zugeschnitten und es verschlägt mir nichts, ob ich dasselbe in alter Weise noch Tage, Wochen oder Jahre lang fortführe. Was ich durch die Verbrechen, welche man an mir beging, verloren habe, Weib, Gesundheit und Lebensfreudigkeit, vermag mir weder Rang noch Reichthum wiederzugeben."

„Aber Sie vergessen, mein Herr, daß der Chinese im Sterben liegt und Ihrer Vergebung als einer Seelenentlastung entgegenharrt."

„Die beste Gewissenserleichterung für den Schurken wird die Herausgabe seines Raubes sein. Ob ich in Verfolgung der Angelegenheit mich damit begnügen werde, darüber bin ich noch nicht schlüssig geworden, zumal nicht dieser Schuft allein bei der Angelegenheit betheiligt ist."

Ich sagte dieses in einem so bestimmten Tone und gab durch Aufstehen ein so deutliches Zeichen, in dieser Angelegenheit nicht weiter verhandeln zu wollen, daß der Herr Konsul von weiteren Vorstellungen Abstand nahm und nach sehr artiger Verabschiedung davonfuhr.

Im Kassenzimmer fand ich, statt des Kapitäns Mokus, den Buchhalter vor, welcher mir mittheilte, daß ihm schon gestern Nachmittag die Kassenschlüssel mit der Weisung zugegangen seien, bis auf Weiteres den Kapitän zu vertreten. Nach den Kassenstunden begab sich der Buchhalter in sein Bureau. Kaum war ich mit Abdallah allein, als er an mich herantrat und mir ein kleines Packet in Wachsleinwand übergab, das ohne Adresse, mit einem Mariengroschen in schwarzem Lack gesiegelt war, wobei er mir: „Sechs und fünfzig B" zuflüsterte.

Ich begab mich eilig nach Hause und öffnete

dort das Packet. Es enthielt die Quittung Ri-ka-sin's über den Empfang von tausend Pfund Sterling, von Herrn v. Creubec mit sehr deutlicher, sicherer Schrift, sowie von Bi-ko-tu als Zeugen unterzeichnet; ferner die Quittung über sechszehnhundert Gulden, welche ich gleich nach dem Diebstahl für den Kapitän Mokus ausgestellt hatte, und außerdem folgende Zuschrift:

„Kapitän Mokus kömmt nicht zurück; Ihre „Abzüge hören auf. Kommen Sie bei Ihrem neuen „Chef sofort um Beförderung zum Unterzahlmeister „ein. Sie werden wohl thun, Ihren Notar bald- „möglichst aufzusuchen und genau nach dessen Weisun- „gen zu handeln."

Datum und Unterschriften fehlten.

Als die nachmittäglichen Bureaustunden vorüber waren, begab ich mich zum Dr. Waitz.

„Sie sind in einer gefährlichen Lage," sagte er nach den ersten Begrüßungen. „Es ist höchst bedenklich, so gewissenlose Menschen, wie Herrn v. Creubec und den Chinesen Ri-ka-sin, zu Todfeinden zu haben, und es ist Ihre Pflicht, daß Sie sich gegen dieselben möglichst sichern. Dieses geschieht dadurch am Zweckmäßigsten, daß Sie die ganze Geschichte des an Ihnen verübten Raubes und Betruges genau niederschreiben, mit Anführung der Zeugen und unter Beilegung der notariell beglaubigten Abschriften der betreffenden

Dokumente. Diese Schriftstücke werden wir sodann versiegelt beim Gericht deponiren mit der Weisung, dieselben zu erbrechen, im Falle Sie unter Umständen, welche auf Mord schließen lassen, sterben sollten; im Fall des natürlichen Todes aber, dieselben zu vernichten.

„Von dieser Maßregel werden Sie wohl thun, Herrn v. Creubec zu unterrichten, welcher nicht ermangeln wird, seinen Freund und Helfershelfer, Herrn Ri-ka-sin, vom Stand der Angelegenheit in Kenntniß zu setzen."

Am Abend des folgenden Tages, nachdem diese Geschäfte in der vom Dr. Waitz vorgeschlagenen Art erledigt waren, begab ich mich in die Villa des nordamerikanischen Konsuls. Nicht ohne bei der Dienerschaft auf abweisende Gesichter und Verzögerungen zu stoßen, wurde ich bei Herrn v. Creubec vorgelassen, welcher mich in seiner Schreibstube mit größter Artigkeit empfing, ohne an meinem Kommisrock irgend wie Anstoß zu nehmen.

Mit wenigen Worten theilte ich ihm mit, wie ich bereit sei, nach Empfang der mir gestohlenen Gelder von jeder gerichtlichen Verfolgung dieser Angelegenheit Abstand zu nehmen.

„Liegt es denn in Ihrer Macht, Herr Natz," fragte der Konsul mit gut gespieltem Erstaunen, „dem Schurken Ri-ka-sin zu Leibe gehen? Meines Erachtens würden Sie nur dann vor Gericht Erfolg haben

können, wenn Sie im Stande sind das Dokument zu präsentiren, welches sich über die Verpfändung Ihrer Note von tausend Pfund ausspricht."

„Hier, mein Herr v. Creubec, ist das Original-Dokument," sagte ich, indem ich ihm das Schriftstück vorzeigte, „und sehen Sie Ihre mit fester, sicherer Hand geleistete Unterschrift, welche Sie gewiß anerkennen werden."

„Gewiß, gewiß!" entgegnete er mit etwas schwankender Stimme. „Und darf man wissen, auf welchem Wege und zu welcher Zeit es Ihnen gelungen ist, wieder in den Besitz dieses Schriftstücks zu kommen?"

„Ich bedaure, Ihnen, mein Herr Konsul, darüber keine Auskunft geben zu können."

„Jedenfalls werden Sie aber, wenn Ri-ka-sin Ihnen die volle Zahlung geleistet hat, ihm dieses Dokument zurückgeben, oder, was vorzuziehn, es in seiner Gegenwart vernichten?"

„Ich beabsichtige keineswegs das Originaldokument der Vernichtung Preis zu geben. Es soll mir vielmehr als eine kräftige Schutzwaffe gegen meine Feinde dienen. Ich werde es einer ausführlichen Relation über die gegen mich verübten Verbrechen als Beweisstück beifügen. Eine solche denke ich gerichtlich mit der Bestimmung zu deponiren, daß dieselbe, im Falle ich unter Umständen sterben sollte, welche auf einen gewaltsamen Tod hindeuten, von Seiten des Gerichts

eröffnet, bei einem natürlichen Hinscheiden aber vernichtet werden soll.

„Im erstern Falle wird jene Relation der Kriminaljustiz vielleicht einige beachtenswerthe Anhaltspunkte für die Untersuchung über mein Ende, jedenfalls aber ausreichenden Stoff zur Verfolgung der Schurken bieten, welche durch Raub, Betrug und falsches Zeugniß mein Lebensglück vernichtet haben."

Die unsteten Augen des Konsuls wurden bei dieser Eröffnung noch flackernder, als sonst, und er war vergebens bemüht, eine gewisse Unruhe zu verbergen.

„Sie scheinen ja für Ihr Leben sehr besorgt, Herr Natz, mehr als man es bei einem Herrn, welcher die Uniform trägt, vermuthen sollte," sagte er in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte, in Wahrheit aber giftig genug klang. „Haben Sie bei dieser Sicherung Ihrer Person aber auch wohl bedacht, daß, im Falle Sie eines Tages an einer Indigestion sterben oder ein Malaye, der das „Amok" hat, Ihnen bei seinem Wuthlauf den „Criz" in den Leib rennt, der Chinese unfehlbar als Betrüger vor das Gericht gestellt wird und auch mir dasselbe Mißgeschick droht?"

„Und sollte ich es denn nicht als ein Glück ansehen, mein Herr Konsul, daß ich durch diese Maßregel zwei Menschen gewinne, welche täglich zu Gott bitten werden, daß er mich vor einem plötzlichen, gewaltsamen Tode bewahren möge?"

Ohne meine Tochter gesehen zu haben, verließ ich das Haus.

Als ich am Morgen darauf in mein „Kantoor“ kam, fand ich das ganze Personal versammelt. Ein Kapitän van Lind stellte sich uns, unter Vorzeigung seines Anstellungsdekrets, als unser neuer Vorgesetzter vor. Als ich ihm präsentirt wurde, forderte er mich auf, sofort einen Antrag auf Beförderung zum Zahlmeister einzureichen. Meine Befähigung zu dem Posten sei der Behörde hinreichend bekannt und es bedürfe keines Examens.

Nicht lange nach diesen ereignißvollen Tagen erhielt ich die Anstellung als Zahlmeister mit Lieutenantsrang am Arsenal von Sarabaya. Mein Patent war bedeutend vordatirt und lautete auf den 12. März 1803. Die zu stellende Kaution war auf sechstausend Gulden normirt. Da der Chinese an Dr. Waitz für mich die tausend Pfund mit elfjährigen Zinsen eingezahlt hat, so bin ich jetzt in einer recht auskömmlichen Lage und habe eine Stellung errungen, welche meinem Herkommen angemessen ist. Aber welch' ein Unterschied, als ich jetzt die Uniform mit den goldenen Epauletten anlegte, gegen damals, als ich in Münster zum ersten Mal den Offiziersrock trug! Aus dem lustigen, energischen Jüngling, voll Lebensmuth und Selbstvertrauen, ist ein gramgebeugter, körperlich und geistig alter Mann

geworden, dem das unerwartete Glück kaum noch ein trübes Lächeln abzugewinnen vermag.

Meine Kameraden im Kantoor und die Gäste im „zwarten Jager“ haben sich über mein Avancement herzlich gefreut und beklagen meine Versetzung. Sie erfreuten mich durch kleine Geschenke und durch heitere Abschiedsfeste. Wie viel Trübsal ich hier auch erlebt habe; wie untergeordnet und wenig befriedigend auch meine hiesigen Verhältnisse waren: so wird es mir dennoch schwer, Batavia zu verlassen. Und was fesselt mich denn an diesen Ort? Nichts, als Adelheid's Grab!

Es ist mir schmerzlich, zu bekennen, daß meine Tochter mir gleichgültig und der Abschied von ihr meinem Herzen nicht schwer geworden ist. Das Gefühl der Bitterkeit, welches ihr Anblick mir lange Zeit hervorrief, ist zurückgewichen, es hat aber keiner Spur von Liebe und Zärtlichkeit Platz gemacht. Ich kann für dieses aufgeputzte, altkluge Kind, das in seiner Eitelkeit und in seinem Hochmuth alle Natürlichkeit in Bewegung und Sprache, in seiner Denkweise und seinen Gefühlen eingebüßt hat, nur ein tiefes Mitleid empfinden. Und verdient sie Mitleid? Fühlt sie sich unglücklich in dieser Lage? Es war mir der Abschiedsbesuch bei Herrn v. Creubec recht lästig. Ich habe mich durch einen Gang zum Grabe Adelheid's darauf vorbereitet.

Der Diener des Herrn v. Creubec, dem ich meine Karte übergab, kam mit der Meldung zurück, daß der Herr Konsul abwesend sei, doch Madame mich erwarte. Sie saß mit Leokadie im Salon. Frau Flora kam mir mit den herzlichsten Glückwünschen entgegen und war hoch erfreut, daß durch meine goldenen Epauletts das Hinderniß eines intimen Verkehrs nunmehr aufgehoben sei.

Leokadie hatte sich indessen vom Kanapée erhoben und spielte mit gleichgültig verdrossener Miene und gesenktem Blick mit einer der dicken Seidenquasten des Polsters. Sie ist für ihre Jahre sehr groß und in ihrer körperlichen Entwickelung außerordentlich vorgeschritten. Ich muß eingestehen, daß sie sehr schön zu werden verspricht. Ihr Anzug war überreich bis zum Phantastischen.

Als ich ihr mit freundlichem Gruß die Hand bot, warf sie mir einen flüchtigen, mißtrauischen Blick zu und reichte mir dann mit abgewendetem Gesichte die Spitzen zweier Finger, machte einen steifen Knix und flüsterte erröthend ein kaltes, verlegenes: „Monsieur!“

„Aber Leokadie,“ sagte Frau v. Creubec, indem sie die Hand des Kindes in die meinige legte und dessen Gesicht unter schmeichelnden Zureden mir zuwendete, „mein süßes Kind, siehst Du denn nicht die prächtige Offiziersuniform und die goldenen

Epauletts, die Dein Vater trägt? Freust Du Dich nicht über sein Avancement? Das arme, weichherzige Kind! Es findet keine Worte, die Gefühle seines überströmenden Herzens auszudrücken!“

Das Kind mit dem überströmenden Herzen schob die Hand seiner Pflegemutter mit einer unwilligen Gebehrde bei Seite und sagte mit einem Tone, der keine Idee von Gefühl aufkommen ließ, und mit einem Knix, welcher den vollen Beifall ihres französischen Tanzmeisters gefunden haben würde: „Ich habe die Ehre, Ihnen, mein Herr, meinen Glückwunsch abzustatten!“

„Wie die Freude den Engel verlegen macht!“ rief die gutherzige Frau aus, um den widerwärtigen Eindruck zu verwischen, der sich wol deutlich genug auf meinem Gesichte ausgesprochen haben mag. „Gehe hin, mein Herzchen, und sage der Sara, daß sie das Oelgemälde, womit Du mich zu meinem Geburtstag beschenkt hast, aus meinem Boudoir herbringt. Dein Vater muß doch sehen, welch' talentvolles und kunstfertiges Töchterchen er besitzt!“

Mit dem Wesen einer Dame, der man eine übergroße Gefälligkeit zumuthet, welche sie indeß einmal ausnahmsweise erfüllt, verließ Leokadie das Zimmer. „Wie schön sie ist!“ rief Frau v. Creubec, ihr nachsehend, aus, bevor der Zieraffe die Portiere

hatte sinken lassen. „Welch' rhythmischen Gang und fürstlichen Anstand dieses reizende Wesen hat!"

Ohne auf die Lobpreisungen einzugehen, theilte ich der Dame mit, daß mein Besuch eine Abschiedsvisite sei, da ich nach Sarabaya, einer Stadt an der Ostküste, an hundert Meilen von Batavia entfernt, versetzt worden sei.

Diese Nachricht erschütterte Frau Flora dergestalt, daß sie in Thränen ausbrach. „So muß ich denn," sagte sie schluchzend, indem sie meine beiden Hände ergriff, „meinen einzigen Freund hier in dem fremden Lande verlieren. So viele Menschen auch bei uns ein- und ausgehen, ich bin allen fremd geblieben. Sie wissen, wie sehr ich mich vor Alphons fürchte! Wenn ich mir in bangen Stunden ausmalte, was Schlimmes mir durch ihn begegnen könne, dann dachte ich immer an Sie, als einen treuen Freund, als einen klugen Berather und kräftigen Beschützer. An wen soll ich mich jetzt wenden, wenn ich Sie verloren habe, meinen Helfer in der Noth? Ach, ich bin eine arme, verlassene Frau! Auch Sara, meine brave Sara, will von mir gehen. Sie wird einen Landsmann, einen riesigen Schwarzen, Namens Abdallah, heirathen, der jetzt, nachdem er Christ geworden, Abraham heißt. Aber ich brauche Ihnen nichts weiter von dem Manne zu erzählen; Sie kennen ihn ja, wie ich von Sara weiß. Das Mädchen hat gestern um ihren Freibrief gebeten und sie vermag, wenn Alphons ihr das Lösegeld nicht erläßt, sich frei zu kaufen. Das werde ich keinesfalls zugeben und für die treue Person selbst Zahlung leisten."

In diesem Moment erschien die gute Schwarze. Sie hätte beinahe das Bild mit seinem kostbaren Goldrahmen zu Boden fallen lassen, als sie mich in der Offiziersuniform erblickte. Sie stürzte auf mich los, warf sich auf die Kniee und küßte mir unter Freudenthränen die Hände.

„O, daß meine süße, gnädige Frau das erlebt hätte! Meine süße, gnädige Frau!" rief sie mit tiefer Wehmuth im schnellen Umspringen der Gefühle, wie dieses den kindlichen Naturen eigen ist. Sowohl Frau v. Creubec, wie ich, wurden bewegt, und wir bemühten uns vergebens, die Thränen zurückzuhalten. Leokadie, wiewohl es ihr sicher nicht entgangen war, daß die Erinnerung an ihre selige Mutter so heftige Gefühlsausbrüche hervorrief, Leokadie blickte gleichgültig und gelangweilt darein und beschäftigte sich, ein granatfarbiges Sammtband, an welchem ein orientalisches Amulet in Juwelen von hohem Werthe hing, vor dem Spiegel mit einer künstlichen Schleife um ihren schlanken Hals zu befestigen.

Nachdem ich Sara aufgefordert hatte, mich mit ihrem Bräutigam zu besuchen, bei welcher Gelegenheit ich dem Brautpaare diejenigen Möbel und

Geräthschaften, welche ich nicht mit nach Sarabaya zu nehmen gedachte, schenken wollte, nahm ich von Frau v. Creubec Abschied. Sie erschien dabei eben so herzlich, wie meine Tochter herzlos. Ich mußte mir in Wahrheit Zwang auflegen, um dem Kinde die Hand zu reichen und einen Abschiedskuß auf die Stirn zu drücken.

Mazra und ich sind heut zum letzten Male, wie so viele hundert Male vorher, zusammen nach dem Kirchhof gewandert. Wir haben die Gräber unserer Lieben bekränzt und unter Thränen von ihnen Abschied genommen. Sara hat mir versprochen, die Ruhestätte meiner geliebten Adelheid zu überwachen; Mazra's Eltern werden für Kaspar Rodewald's Grab Sorge tragen.

So gehe ich denn morgen meiner neuen Bestimmung entgegen, in der Hoffnung, daß Sarabaya mir weniger Leiden bringen wird, als Batavia, wo mein Lebensglück so grausam zusammenbrach.

Sechstes Kapitel.

Max avancirt zum Kapitän. — Die bösen Buben locken, Max aber folgt ihnen nicht. — Welche Nachrichten Max aus der Heimath erhielt.

Sarabaya, Oktober 1816.

Wiederum sind fünf Jahre dahingegangen, ohne daß ich in mein Erinnerungsbuch einen einzigen Federstrich gemacht hätte. Die Zeit ist ohne irgend welche aufzeichnungswerthe Ereignisse ruhig und schnell dahingeflossen. Selbst meine Ernennung zum Ober-Lieutenant, welche, Dank meinem vordatirten Patente, bereits im ersten Jahre meines Hierseins erfolgte, schien mir nicht wichtig genug, um besonders vermerkt zu werden, da eine einflußreichere Stellung mit diesem Avancement nicht verbunden und auch die Gehaltserhöhung kaum nennenswerth ist.

Als ein großes Glück muß ich dagegen die wesentliche Verbesserung meiner Gesundheit betrachten. Nicht als wäre der lustige Max v. Alst wieder aufgelebt, der Mann voller Jugendkraft und Lebenslust,

aber es ist der Trübsinn, die Menschenscheu und der Hang zum einsamen Dahinbrüten von mir gewichen, Eigenschaften, welche sich mit meiner jetzigen Lebensstellung auch schlecht vertragen hätten.

Das gesündere Klima unserer Stadt hat meine körperlichen Leiden bedeutend gemildert, und meine Geschäfte fesselten mich weniger an den Schreibtisch, als dieses in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Batavia der Fall war.

Ich bin wahrhaft erfreut und stolz darauf, daß ich seit Anfang des Monats zum Kapitän und Chef des Kommissariats für die Verpflegung der Truppen der Oststationen ernannt worden bin. Mein Posten ist ein angesehener; er nimmt zwar meine volle Thätigkeit in Anspruch, aber er gewährt mir dafür eine große Selbständigkeit. Außer der Besatzung unserer Stadt habe ich die sämmtlichen Truppen, welche die Stationen östlich von Java inne haben, somit die auf Borneo, Celebes und den vier Molukkischen Inseln, ferner auf Timor und Bali, zu verpflegen, das heißt mit Traktament, Kleidung, Mundportionen, Rationen und allen andern Bedürfnissen zu versorgen. Ein großer Theil davon, wie Waffen, Kleider, Munition ꝛc. werden mir aus den Depots und Magazinen überwiesen, und es liegt mir für diese nur die Vertheilung und der Transport ob; andere aber müssen durch Lieferanten herbeigeschafft und manche durch Kontrakte an Ort und Stelle den Truppen überwiesen werden. Diese Geschäfte machen viele Reisen nothwendig, da Lokal- und Personalkenntnisse nicht ohne persönliche Anschauung zu gewinnen sind.

Mein Gehalt und meine Reisekosten-Entschädigungen sind so bemessen, daß ich meiner Stellung gemäß zu leben vermag. Ich habe eine geräumige Dienstwohnung inne; mein Hausstand ist ansehnlich vermehrt worden und ich halte mir einen hübschen Bendy mit einem wackern Pferdchen davor. Ich lege trotzdem noch so viel zurück, als die Zinsen meines kleinen Kapitals und der Verkauf meiner Holzschnitzereien einbringen. Daß mein Posten eine ganz andere Ausbeute zuläßt und dennoch der Inhaber desselben von der Regierung, von den Truppen und den Geschäftsleuten gepriesen und mit Ehren überhäuft wird, davon hat mein Vorgänger, der jetzige Major a. D. van Lunden, mir den schlagendsten Beweis geliefert. Es gehört dazu nichts, als einige Pfiffigkeit und der nöthige Grad von Gemeinheit. —

Als dieser Mann um seinen Abschied eingekommen war, wurde ich vom General-Gouverneur für diese Stellung in Vorschlag gebracht und gleichzeitig zu meiner Information in dessen Bureau kommandirt. Während der drei Monate, welche bis zur Ankunft der Königlichen Entscheidung auf die Gesuchslisten

verstrich, hatte ich ausreichende Gelegenheit, den damaligen Kapitän van Lunden kennen zu lernen.

Er ist ein Mann von wenig angenehmem Aeußeren. In seinem großen, flachen, lebhaft gerötheten Gesicht macht sich ein gemein sinnlicher Ausdruck geltend, dem ein lauernder, listiger Zug beigemischt ist. Seine breitgedrückte, kurze Figur, mit gewaltigen Händen und Füßen, ist überaus plebejisch, eben so sein Gang und seine Manieren. Bei alledem legt er Werth auf seine äußere Erscheinung und ist stets sehr sorgfältig, wenn auch einfach und wenig auffallend, gekleidet.

Sein Organ ist laut und kreischend, seine Sprache indeß fließend, und es fehlt ihm nicht an Präzision des Ausdrucks. Eine gewisse Offenheit und Jovialität in seinem Wesen und eine große Freundlichkeit gegen Jedermann, verwischen den unangenehmen Eindruck seiner äußern Erscheinung. Der Major macht aus seiner niedrigen Herkunft kein Hehl. Er erzählt gern und nicht ohne Selbstgefühl, wie er, der Sohn eines armen Dorfmagisters, sich durch eisernen Fleiß, trotz Häßlichkeit und Armuth, emporgearbeitet hat.

Ich fand seine Geschäfte, von den wichtigsten bis zu den geringsten Details herab, in musterhafter Verfassung. Das Militair, welches seiner Verpflegung anvertraut war, schwärmte für ihn, was um

so höher anzuschlagen ist, je seltener ein Verpflegungsbeamter sich dieser Auszeichnung erfreut. Niemals waren die Rationen und Portionen reichlicher und von besserer Qualität gewesen, als unter seiner Verwaltung; niemals waren sie pünktlicher verabreicht worden; niemals waren kleine Versehen in der Abrechnung, welche bei der Idiosynkrasie der Offiziere gegen das Schreibwesen so oft und so leicht vorkommen, freundlicher ausgeglichen worden. Die Offiziercorps der Truppen, die zu den Oststationen gehören, schenkten ihm bei seinem Abgang, in voller Anerkennung seiner Verdienste, mit großer Feierlichkeit eine kostbare goldene Dose mit der Inschrift: „Dem treuesten und sorgsamsten Verpflegungs-Beamten!" Nicht weniger wurden die Verdienste des Mannes von der Regierung anerkannt. Bei dem feierlichen Abschiedsmahle, das der Resident von Sarabaya ihm zu Ehren gab, überreichte ihm derselbe nicht nur die Ernennung zum Major, sondern auch das Diplom und die Dekoration des Ritterkreuzes des Löwenordens.

Major Lunden stand im Rufe eines sparsamen Mannes. Die Einrichtung seiner Wohnung beschränkte sich auf das Nothdürftigste. Seine Haushaltung wurde durch eine alte, taube Javanin besorgt, welche nur einen „Budgänger" zum Beistand hatte. Er hielt sich weder Pferd noch Wagen, betrat niemals ein Wirthshaus und wußte seine Reisen sehr spar-

sam einzurichten. Von seiner Küche wußte Niemand etwas zu sagen, da niemals ein Gast deren Leistungen geprüft hatte.

Das einzige Vergnügen, welches der allgemein geachtete Mann sich gönnte, war der intime Verkehr in dem Hause des Barons von Self-Salbrand. Dieser Herr und seine Gemahlin bildeten zum Major van Lunden einen so schlagenden Gegensatz, daß man nicht wohl begriff, wie diese Leute an einander Gefallen finden konnten. Ich muß gestehen, daß es, bis zur Zeit, wo mir der Schlüssel zu diesem Geheimniß in die Hand gedrückt wurde, mir ebenso erging.

Es mochten vierzehn Tage vor der Abreise des Majors nach Europa sein, meine Bestallung war eingetroffen und ich hatte die Geschäfte bereits übernommen, als mich derselbe in das Haus des Barons einführte. Mir war die Familie schon früher als eine der angesehensten der Stadt bekannt geworden; auch hatte ich mich dem Herrn v. Self, wie seiner höchst eleganten Gemahlin, ohne der Familie näher getreten zu sein, gelegentlich vorstellen lassen. Seit lange kannte ich die reizende Villa, welche sie bewohnten, und hatte oft die Eleganz ihrer Equipagen und die Schönheit ihrer Reitpferde bewundert.

Allem, was ich im Hause sah, war der Stempel des Aristokratischen aufgedrückt. Der Baron selbst, mit dem bleichen Gesicht und den feinen, scharf-

geschnittenen Zügen, der so gleichgültig und müde aussah; die Gemahlin aus einem polnischen Grafengeschlechte, eine kleine, zierliche Dame von den reizendsten Formen und feinster Tournüre, beide von ungemeiner Höflichkeit und großer Unterhaltungsgabe; die herrliche Villa mit ihren hohen, kühlen Räumen, in denen das Comfort herrscht, aber keine Pracht drückt, in einem wahren Zaubergarten gelegen, fern dem Getümmel der Welt; die Dienerschaft ruhig, höflich und aufmerksam, stets zur Hand, wenn man ihrer bedurfte, aber niemals belästigend; die Mahlzeiten fein, aber einfach; die Getränke rein und auserlesen: Alles machte den Eindruck der Behaglichkeit und eines so raffinirten Sinnes für Wohlleben und Genuß, wie sie mir noch niemals entgegengetreten waren. Und in diesem Hause war seit Jahren Mijnheer van Lunden, der so wenig weltmännisch gebildete Beamte, Hausfreund, täglicher Gesellschafter; dort war der trockene Beamte, nachdem er des Tages Last und Hitze getragen, allabendlich Tischgast!

Im Verlauf der Tage, in denen ich mit dem Major das Haus des Barons besuchte, wurde mir der intime Fuß, auf welchem jener mit dem Self'schen Ehepaar verkehrte, mehr und mehr befremdend. Der Major zeigte die Manieren eines Plebejers und vernachläßigte die Formen des guten Tons dergestalt, daß ich die Geduld bewunderte, mit

welcher man seine plumpen Manieren duldete und seine groben geselligen Verstöße hinnahm. Nur die fortwährende Rücksichtnahme auf eines treuen Freundes mangelhafte Erziehung, sowie der Gedanke an die bevorstehende Trennung auf Nimmerwiedersehen von dem hochgeschätzten Manne, und das Erfülltsein von der Anerkennung seiner vielen trefflichen Eigenschaften: machten mir diese Duldsamkeit erklärlich. Das Ehepaar stieg um dessentwillen in meinen Augen um so höher.

Als ich am Morgen der Abreise des Majors mich in dessen Wohnung begeben hatte, um ihm das Geleite zum Schiff zu geben, benutzte er einen Moment, in welchem wir allein waren, um mich in eine Fensternische zu ziehen und mir folgende Mittheilung zu machen:

„Herr Kamerad, ich kehre als ein gemachter Mann nach Holland zurück und habe dabei in den letzten fünf Jahren das Leben voll genossen, ohne zu unangenehmem Geschwätz Anlaß zu geben. Ich verdanke das lediglich der Familie Self. Der Baron ist der schlaueste Bursche, der jemals dem Aerar ein Schnippchen schlug, und Marinka, das Wetterherrchen, hätte ich meiner Seele noch lange nicht aufgegeben, wenn der Doktor nicht mit einem so verdammt ernsten Gesichte auf meiner Rückkehr nach Europa bestanden hätte! Beide rechnen mit Bestimmtheit

darauf, daß Sie, Freund Natz, in meine Stelle einrücken werden.

„Was? Sie machen ein bedenkliches Gesicht dazu? Sie werden hier auf Java, wo Jeder, der an der Krippe steht, mit vollen Backen frißt, doch nicht der Einzige sein, dem eine schlecht angebrachte Moralität den Appetit verdirbt und die Zähne stumpf macht? Sehen Sie her," sagte er mit Hohnlachen, indem er auf den Orden wies, der sich in seinem Knopfloch schaukelte, „da steht geschrieben: „Virtus nobilitat" — Tugend adelt! — und sehen Sie dort, was die Kameraden auf meine Dose geschrieben: „Dem sorgsamsten und treuesten Verpflegungs-Beamten!" Nehmen Sie aus dieser Dose eine Prise und an mir ein Exempel! Der Baron und Marinka werden es nicht an Entgegenkommen fehlen lassen und Ihnen bald das Verständniß eröffnen."

Am Hafen fanden wir den Baron Self nebst vielen Freunden des Majors van Lunden, vom Civil, wie Militair, versammelt, welche in festlichem Zuge, ein Boot mit Musik voran, dem Scheidenden das Ehrengeleite zu seinem Schiffe gaben, das sich schon auf die Rhede hinausgelegt hatte.

Ich war verwundert über die kühle Art, in welcher Baron Self und mein Vorgänger von einander schieden, Männer, welche so manches Jahr hindurch im intimsten täglichen Verkehr mit einander gestanden hatten.

Diese Beobachtung, sowie das, was mir Major van Lunden über die Self'sche Familie anvertraut hatte, machte in mir ein Mißtrauen rege, von dem ich am Tage vorher weit entfernt gewesen war. So kam es denn, daß die Aufmerksamkeiten, mit denen mich der Baron auf unserem Heimwege überhäufte, auf mich durchaus nicht den angenehmen Eindruck machten, den sie sicher noch gestern hervorgerufen haben würden, und es mir heute zweifelhaft erschien, ob ich eine Einladung zum Diner annehmen sollte, mit der er mich beehrte.

Ich war der einzige Gast. Anfangs schien die Baronin zerstreut und nachdenklich; allmählich aber fand sich ihre gute Laune wieder, die sie durch einige Gläser Champagner mehr und mehr belebte, und die ihr nicht nur die rosige Glut der Wangen und den zündenden Strahl des Auges wiedergab, sondern auch ihrer Unterhaltung den vollen Glanz des Witzes, der Heiterkeit und der Anmuth verlieh. Sie war wahrhaft reizend. Auch der Baron wußte aus der reichen Quelle des Selbsterlebten in angenehmster Art zu schöpfen und entwickelte eine ungemeine Unterhaltungsgabe. Ich will nicht leugnen, daß ich mich verleiten ließ, mehr zu trinken, als ich es gewohnt bin, und der schönen Frau gegenüber zu einer Stimmung gelangte, welche mir heute noch unerklärlich ist. Jedes Mißtrauen war aus meiner Seele

gewichen und ich war nach Kräften bemüht, zu gefallen.

Wir nahmen den Kaffee im Boudoir der Baronin ein, einem Raume von bezaubernder Frische und koketter Zierlichkeit, den ich an diesem Tage zum ersten Mal betrat.

Der Baron verließ uns bald, um auf der Veranda seine Cigarre zu rauchen.

Nachdem wir eine Zeitlang über Kapitän van Lunden geplaudert hatten, dessen Treue als Freund sie hervorhob, wenn sie auch seinen Mangel an geselliger Bildung zugab, sagte sie, die Augen niederschlagend und mit einer gewissen verlegenen Unruhe an den Spitzen ihres Batisttuches zupfend:

„Und würden Sie, mein Kapitän, uns nicht gern für Ihren Vorgänger Ersatz bieten? Eine aufrichtige und treue Freundschaft wird Ihnen und uns viele Annehmlichkeiten und nebenbei auch recht großen Nutzen gewähren. Die Freunde meines Mannes sind auch meine Freunde, und können es um so unbefangener sein, als Self auch nicht eine Spur von Eifersucht besitzt. Ja, mein Kapitän," sagte sie plötzlich, die großen Augen strahlend zu mir erhebend, und mit einem reizenden, frivolen Lächeln ihre weiße schmale Hand auf meinen Arm legend, „ich bin kein Tugenddrache! Ich liebe meine Freunde, eher zu viel, als zu wenig, und ich weiß zu lieben und zu leben!"

Im nächsten Moment war die Baronin Marinka unter der Portiere des Nebengemachs verschwunden; sie sang zur Harfe ein wildes, polnisches Lied.

Mir strömte das Blut heiß durch die Adern. Obwohl der Weg zu meiner Wohnung nicht unbeträchtlich und die Nacht kühl war, so hatte es dennoch, als ich zu Hause anlangte, so wenig zu stürmen aufgehört, daß Mazra mich verwundert ansah. Ich brachte den größten Theil der Nacht schlaflos zu.

Am andern Morgen, als ich über meine Zerstreutheit und geringe Arbeitslust recht verdrießlich war und es mir durchaus nicht gelingen wollte, den Entwurf zu einem Lieferungsvertrag mit genügender Klarheit zu beenden, ließ sich der Baron Self anmelden. Da dieser Herr mich bat, ihm eine längere Unterredung unter vier Augen zu gestatten, so führte ich, eingedenk der Abschiedsscene zwischen mir und seiner Gemahlin, ihn nicht ohne Befangenheit in mein Wohnzimmer.

„Ich komme in einer Geschäftssache," begann er das Gespräch, nachdem er eine Cigarre mit großer Artigkeit angenommen, dieselbe sorgfältig angezündet und sich mir gegenüber in einem Schaukelstuhl behaglich eingerichtet hatte, mit dem ruhigen, lässigen Ton und der gleichgültigen Miene, die für ihn so charakteristisch sind. „Sie werden vom Major van Lunden gehört haben, wenigstens versprach dieser

Herr, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß ich mit demselben nicht nur in intimen geselligen, sondern auch in geschäftlichen Verbindungen stand. Wir waren, wenn Sie es so nennen wollen, Kompagnons. Durch seine Stellung als Beamter und Offizier war er nach mancherlei Richtungen hin gebunden, während ich, als unabhängiger Privatmann, völlig fesselos zu handeln vermochte, wie es unser Vortheil eben erheischte. Wir haben uns in dieser Stellung Jahre lang sehr wohl befunden, und würden uns nicht getrennt haben, wenn des Majors geschwollene Leber ihn nicht von hier vertrieben hätte.

„Vertrauen giebt Vertrauen! Ich will Ihnen als Zeichen meiner vollen Aufrichtigkeit, und weil dieser Weg uns am Ehesten zum Ziele führen dürfte, einen kurzen Abriß meiner Lebensgeschichte geben. Von Ihrer Diskretion bin ich überzeugt. Ein Vertrauensbruch würde Ihnen überdem in diesem Falle keineswegs von Nutzen sein. Mein Name hat hier durchweg einen guten Klang, und Ihr Vorgänger und ich haben stets so vorsichtig verfahren, daß die strengste Untersuchung resultatlos sein würde."

Bisher hatte der Baron sich der deutschen Sprache bedient, von hier ab sprach er Französisch. Die Dinge, welche er jetzt vorzubringen hatte, mochten sich, seines Dafürhaltens, in derselben wohl feiner

geben lassen und weniger gemein klingen, als sie waren und in unserem ehrlichen Deutsch gelautet haben würden.

„Ich lebe hier," so erzählte er leicht hin, „unter meinem eigenen Namen. Da ich mich in Europa stets außerhalb jedes Konflikts mit der Polizei und den Strafgesetzbüchern gehalten und niemals gescheut habe, mich der Degenspitze oder den Pistolenläufen eines Gegners gegenüber zu stellen: so bedurfte ich keines Namenswechsels und keiner Verkappung.

„Es sind fast zehn Jahre dahingegangen, als ich die Stellung eines Sekonde-Rittmeisters und persönlichen Adjutanten beim Prinzen Aloys von X. einnahm. Mit meinem Prinzen, einem immens reichen, jungen Herrn, welcher beim regierenden Fürsten, seinem Oheim und Vormund, einem strengen und äußerst frommen Manne, seines wilden Lebens wegen, wenig in Gunst stand, hatte ich manchen tollen Liebeshandel durchgemacht. Ich war stets in alle seine Intriguen eingeweiht und hatte manche Sünde meines hohen Herrn auf mich genommen, der sich dafür immer dankbar gezeigt hatte. Leider war ich in meinen ersten Dienstjahren ein ganz elender Geldwirth gewesen. Mit meinem an sich unbedeutenden Vermögen war ich zu jener Zeit schon fertig geworden und hatte mich dazu mit einer Schuldenlast beladen, zu deren Abzahlung selbst die

Freigebigkeit des Prinzen und meine, nunmehr sehr geregelte Wirthschaft, nicht ausreichten. Meine zahlreichen Gläubiger würden nicht Anstand genommen haben, mir das Fell über die Ohren zu ziehn, hätten sie nicht im Voraus gewußt, einen werthlosen Sommerbalg zu erwischen. Es blieb ihnen, da sie mein geregeltes Leben sahen, die Hoffnung, daß ich durch meine Persönlichkeit entweder eine glänzende Karrière machen, oder eine reiche Frau gewinnen, und daß ich alsdann zahlen, und ihnen, neben dem Kapital, noch ein hübsches Wartegeld in die schmutzigen Hände fallen werde.

„Als ich eines Tages, an welchem der Prinz sich im höchsten Grade unlustig gezeigt hatte, mit ihm von einer Parforce-Jagd heimritt, sagte mir der hohe Herr nach langem Schweigen, während dessen ich ihm längst angemerkt hatte, daß er etwas auf dem Herzen hatte, das nicht über seine Lippen wollte:

„Weißt Du, Self, ich habe gestern mit der Gräfin Burbeck die längst beabsichtigte Unterredung gehabt und es endlich über mich gewonnen, mit der alten, reservirten Betschwester, die vor Zeiten so viel geliebt und es faustdick hinter den Ohren hat, frisch von der Leber weg zu sprechen. Ich habe ihr auf das Bestimmteste erklärt, daß man eine morganatische Ehe nun und nimmer zugeben werde. Nur ein so verliebter Geck, wie ich, kann aber andererseits so

tolle Anerbieten machen, wie ich sie in Vorschlag gebracht habe. Die alte, schlaue Hexe hatte dagegen stets die Moral, ihren Rang und die Ehre des gräflichen Hauses im Munde, und sie, die immer hoch hinaus will, wiewohl sie auf Gottes Welt nichts besitzt, als Schulden und ihre elende Wittwenpension, giebt sich das Ansehn, als sei ihr an Geld und Gut nicht das Mindeste gelegen. Sie will sich auf nichts einlassen, es sei denn, daß, durch eine vorherige Heirath Marinka's, die Dehors vollkommen gewahrt werden."

„Der Prinz schwieg lange Zeit, wobei er mich ab und zu verstohlen von der Seite mit fragenden Blicken ansah. Ich schwieg mich aus und rauchte in stiller Andacht ruhig und unbefangen meine Cigarre.

„Ich sehe nur einen Ausweg," sagte der Prinz endlich, indem er sich zu mir wendete, „aus dieser verdammten Geschichte, die mich völlig elend macht. Ohne die Marinka kann ich nicht leben! Der kleine Kobold hat es mir angethan und kömmt mir Tag und Nacht nicht aus dem Sinn. Ich kenne nur einen Menschen, der mir helfen kann, und das bist Du! Du, Self, der Du mir so oft geholfen hast, Du wirst mich auch dieses Mal nicht im Stich lassen! Du mußt die Marinka heirathen! Ich bezahle Deine Schulden, stelle für Dich die Kaution und verpflichte mich, Deinen Hausstand auf einen Fuß zu setzen

und zu unterhalten, wie es Dir und der Marinka gefallen wird."

„Schon am Abend dieses Tages war ich Marinka's Bräutigam und nach sechs Wochen ihr Gemahl. Das Alles wäre ganz prächtig ohne die alte Gräfin gewesen. Sie hatte indeß mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß ich ebenso wenig Hausherr, als Gatte sein, daß sie dagegen in ihrer Tochter Hause als regierende Frau herrschen, und ich mich mit der Rolle eines dienstthuenden Kammerherrn der Frau Gräfin und ihrer Tochter gegenüber begnügen würde. Damit war ich indeß keineswegs einverstanden, noch weniger aber Marinka, welche die mütterliche Bevormundung hinreichend kannte und fürchtete. Wie war die alte Dame voller Gift und Galle, als ich ihr rundweg erklärte, wohl mit Komtesse Marinka, nicht aber mit der Gräfin Burbeck verheirathet zu sein, daß ich mein Hauswesen selbst zu leiten gedenke und mit der Frau Gräfin durchaus keine näheren Beziehungen zu unterhalten wünsche.

„Der Zorn ging mit ihrem Verstande völlig durch, als sie weder beim Prinzen, noch bei ihrer Tochter die sicher erwartete Unterstützung fand, und es schließlich, als sie heftig und drohend wurde, zwischen ihr und uns Allen zum förmlichen Bruch kam. Sie machte ihren Klatschschwestern Konfidenzen in Bezug auf unsere Heirathsgeschichte und über Marinka's

Verhältniß zum Prinzen. Allerhöchsten Orts nahm man davon um so eifriger Notiz, als der sehr muntere Ton, welcher in unserem Hause herrschte, in den frommen Hofregionen Anstoß gab und man überdem den Prinzen zu verheirathen gedachte. Mein hoher Herr, der sein Liebesglück bereits ein ganzes Jahr genossen hatte, trat eine Weltreise an, ohne Marinka den Unbequemlichkeiten und Gefahren der Seefahrten aussetzen zu wollen. Er ließ uns nicht ohne einen rührenden Abschied zurück. Kaum schwamm unsere Hoheit indeß auf fernen Meeren, als mir der schlichte Abschied mit der erdienten Pension in das Haus geschickt wurde. Nicht lange Zeit darauf erhielt ich, ohne Anführung irgend eines Grundes, die Weisung, mit meiner Gattin den Staat zu verlassen. Da ich Ausländer war, so würde jeder Protest dagegen vergeblich gewesen sein. Die Frau Mama wurde gleichzeitig aus der Residenz verwiesen. Der Banquier des Prinzen zeigte an, daß er beauftragt sei, mir fernerhin keine Zahlungen zu leisten.

„Die kostbare Einrichtung unseres Haushaltes, die reichen Geschenke des Prinzen und die zurückgezahlte Kaution gaben zusammen ein artiges Sümmchen ab, dessen Zinsen indeß auch nicht annäherungsweise ausgereicht haben würden, uns in der Art, wie wir es gewohnt waren und die wir nicht aufgeben mochten, fortleben zu lassen.

„Marinka und ich hatten uns, von Beginn unserer Verbindung an, darüber verständigt, völlig vorurtheilsfrei, unter möglichster Berücksichtigung der Dehors, uns das Leben angenehm und genußreich zu gestalten. Marinka's Schönheit, ihre stete Heiterkeit, der Zauber ihrer Unterhaltungsgabe und ihre musikalischen Talente verschafften ihr allerwärts Freunde. Ihr wunderbares savoir faire wußte Verhältnisse anzuknüpfen, sie nutzbar zu machen und mit leichter Hand zu lösen, ohne daß die Gesellschaft Anstoß daran genommen hätte. Natürlich waren diese Resultate nur durch einen häufigen Wechsel unseres Aufenthalts zu erzielen, und forderten für den Sommer den Besuch der Modebäder, für den Winter das Leben in den großen Städten, in denen die vornehme Welt sich zusammenfindet. Dieses Hin- und Herziehen belästigte mich auf die Dauer, und das Passive und Sekundäre der Rolle, welche ich spielte, sagte mir durchaus nicht zu. Nebenbei war es uns Beiden klar, daß diese Existenz, diese unruhige, die Kräfte konsumirende Lebensweise, nicht lange durchzuführen sei und auf Marinka's Schönheit und Geistesfrische bald aufreibend wirken müsse."

Der Baron machte hier eine Kunstpause, indem er mir plötzlich das Gesicht zuwandte und mich forschend ansah. Er muß den Ausdruck des höchsten Erstaunens darauf gelesen haben. Mir war es

unfaßlich, daß ein Mann, von dem Herkommen, von der Erziehung und Bildung des Barons in die Gemeinheit eines solchen Schandlebens hatte versinken können; noch mehr aber war ich erstaunt über die Schamlosigkeit des Mannes, der es über sich vermochte, einem ziemlich Fremden von solch' einem Leben zu erzählen. Nachdem er mich einem Moment mit dem Ausdruck der Ueberlegenheit betrachtet hatte, wobei ein leichtes, ironisches Lächeln um seine Mundwinkel zuckte, fuhr er in seiner Erzählung fort.

„Als sich zu jener Zeit eine Aussicht bot, eine festere Position zu gewinnen und auch mir dabei ein Feld der Thätigkeit eröffnet wurde, so gingen wir sofort darauf ein, wenn wir diese Stellung auch weit hin, über Land und Meer, im fernen Osten suchen mußten.

„Wir hatten in Karlsbad die Bekanntschaft Mijnheers van Lunden gemacht, welcher dort mit Gold um sich warf, der indeß, ein richtiger Nabob, nicht im Stande war, die Langeweile zu verbannen, deren Opfer er blieb, bis er das Glück hatte, sich in meine Frau zu verlieben. Nach langer Dienstzeit in holländisch Indien hatte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen zweijährigen Urlaub nach Europa erhalten. Mehr als die Hälfte desselben hatte er hinter sich und bereits im nächsten Frühjahr mußte er die Rückreise antreten. Den vorigen Winter hatte er, trotz großer Kosten, in gähnender Langeweile

in Amsterdam verlebt, und er fürchtete sich kindisch vor dem nächsten Winter.

„Marinka machte Lunden den Vorschlag, sich uns anzuschließen und, als Onkel meiner Frau auftretend, mit uns nach Berlin zu ziehen. Mit ihrem Talente, Alles um sich behaglich zu gestalten, sobald man ihr die Mittel dazu gewährt und Nachsicht mit ihren kleinen Passionen hat, gelang es der klugen Frau, dem Hausfreunde und Hausgenossen das Leben angenehmer zu machen, als es ihm jemals erschienen war, wobei wir selbst keineswegs zu kurz kamen.

„Van Lunden liebte es sehr, von seinen dienstlichen Verhältnissen zu sprechen. Bei seinem klaren Verstande und seiner feinen Beobachtung waren die Erzählungen für mich nicht ohne Interesse, und allmählich erhielt ich durch ihn eine klare Vorstellung von seiner amtlichen Thätigkeit. Er gab mir die Art und Weise an, wie er die Truppen zufrieden stellte, den Lieferanten einen lohnenden Verdienst gewährte und dennoch für den eigenen Beutel ausreichend zu sorgen wußte. Er hatte seine ganze Dienstzeit auf den Ostationen zugebracht, in allen Branchen der Militair-Verwaltung war er thätig gewesen, und hatte sich so eine ungemeine Dienst-, Personal- und Lokalkenntniß erworben, sowie eine klare Einsicht in die militairischen und merkantilen Verhältnisse. Von Jugend auf angewiesen, auf eignen Füßen zu stehen und die

Augen offen zu halten, hatte er aus vielen Beispielen an Kameraden und Vorgesetzten gelernt, wie man gleichzeitig für die Pflegebefohlenen und für sich selbst sorgen und den Staat allein tributbar machen könne, ohne Verdacht zu erregen und mit den Gesetzen in Konflikt zu gerathen.

„Es würde mir," erzählte er vielmals, „dieses noch weit besser und bei Weitem müheloser gelungen sein, hätte es mir nicht stets an zuverlässigen Helfern gefehlt. Es ist äußerst schwierig, geeignete Persönlichkeiten zu finden, welche intelligent genug sind, um brauchbare Zwischenpersonen, den Lieferanten und Unternehmern gegenüber, abzugeben; ehrlich genug, sich mit den ihnen bewilligten Tantièmen zu begnügen und in ihrem Auftreten und in ihren Lebensverhältnissen so anständig erscheinen, daß ein näherer Umgang mit ihnen keinen Anstoß erregt.

„Natürlich bin ich genöthigt," erzählte mir van Lunden, „mein Leben so zu gestalten, daß meine Ausgaben scheinbar mein Diensteinkommen nicht überschreiten. Meine wirklichen Einnahmen sind dagegen so bedeutend, daß ich Geld über Geld zurücklegen kann, um mich einst als Pensionär in Europa nach Laune zu vergnügen. Ich habe für gewöhnlich zwischen sechs- und zehntausend Mann zu verpflegen. Rechnen Sie, daß mir vom Mann nur ein viertel Gulden monatlich

Provision bleibt, so bringt mir das für ein Jahr mindestens 18,000 Gulden Nebeneinnahme. Was macht sich aber der Staat aus einem Viertel-Gulden für den Kopf und Monat, wenn die Soldaten gut verpflegt werden? Auf unsern Oststationen hören die Händel mit den eingebornen Fürsten, die Aufstände der Bevölkerung gegen dieselben und die Jagd auf Räuber zu Wasser und zu Lande, niemals vollständig auf; fortwährend wird hier oder da ein wenig Krieg geführt. Dann vermehrt sich die Truppenmasse, der Konsum steigert sich, die Portionen und Rationen werden erhöht, die damit verbundenen außerordentlichen Verhältnisse aber lassen kein genaues Nachrechnen mehr zu, und die für mich abfallende Provision steigert sich um das Doppelte, Dreifache.

„Hätte ich einen Mann, welcher fleißig, intelligent, und mir gegenüber ehrlich ist; welcher meinen Beamten auf die Finger sieht, damit ich sie rechtzeitig darauf klopfen kann, ehe sie gar zu lang werden; der zwischen mir und den Lieferanten den Unterhändler macht und jene vortheilhaften Konjunkturen, welche ein kleiner Feldzug giebt, für mich ausbeutet, indem er als mein Bevollmächtigter auf dem Kriegsschauplatz erscheint: so würde sich meine Einnahme um das Doppelte erhöhen lassen, ohne meine Stellung irgend zu gefährden."

„Den Mann haben Sie gefunden, Kapitän

van Lunden," sagte ich. „Mit Ihrer Hülfe werde ich sehr bald die holländische und javanische Sprache lernen, und damit würde ich die Eigenschaften besitzen, deren Sie bedürfen. Ich bin der Unthätigkeit müde. Das Leben eines Agenten, der hin- und herreist, der arrangirt, intervenirt und intriguirt, sagt meinem Wesen durchaus zu. Ich trete auf Java als reicher Mann von Stande auf, der Europa müde, nur noch Passion für eine Jagd hat, welche, wie die auf Tiger und Elephanten, mit großen Gefahren verbunden ist. Meine Gattin, die mich leidenschaftlich liebt und für Abenteuer und Romantik schwärmt, hat sich nicht abhalten lassen, mich in den fernen Osten zu begleiten. Wir haben mit dem Kapitän Lunden die Ueberfahrt gemacht und dieser Herr hat die Güte, uns beim Ankauf einer hübschen Villa in Sarabaya behülflich zu sein und uns in die dortige Gesellschaft einzuführen. Unter dem Vorwande, meiner Jagdpassion nachzugehn, was nebenbei auch geschehen soll, mache ich meine Reisen zu Ihren Stationen, unterhandle mit Ihren Lieferanten, überwache unsichere Kommissionäre, beobachte die Beamten, erhalte Sie über Alles in Kenntniß und nehme nach allen Richtungen hin Ihren Vortheil wahr, da er auch mein Vortheil ist.

„Meine Frau richtet einen angenehmen, gemüthlichen Hausstand auf höchst anständigem Fuße ein.

Sie, Mijnheer van Lunden, bleiben bei Ihrer einfachen Wirthschaft, und können es getrost, da Sie Luxus und Lebensgenuß in unserm Hause finden, dessen täglicher Gast Sie, als geehrter Hausfreund, sind. Marinka und ich werden uns in Sarabaya in den tonangebenden Kreisen eine angenehme Stellung zu verschaffen wissen. Nach dem, was Sie uns über den Stand der Moralität in Ostindien erzählt haben, ist es nicht anzunehmen, daß ein derartiges Arrangement dort Anstoß erregen und das Publikum Steine auf uns werfen wird, wenn Sie meine arme Frau trösten, während ich, als wilder Jäger, gegen Tiger, Elephanten und Krokodile kämpfend, sie Monate lang verlasse.

„Mit dem, was Ihnen ein tüchtiger Helfer einbringen würde, mit 15,000 Gulden jährlich, würden die hauptsächlichsten Kosten eines anständigen Haushalts zu decken sein.

„Wie Sie selbst gesehen haben, Kapitän Natz," fuhr Baron Self fort, „waren die Resultate unserer Verbindung mit Mijnheer van Lunden äußerst günstig. Wir haben ein sehr angenehmes Leben geführt, unsere Stellung der Gesellschaft gegenüber war vortrefflich, und die erzielten Einnahmen waren nicht nur ausreichend, den nöthigen Aufwand zu bestreiten, sondern sie gewährten noch Ueberschüsse. Wie sehr es uns gelang, jeden Verdacht einer Beeinträchtigung

des Militair-Fiskus fern zu halten, davon geben die Ehren, mit denen Major van Lunden aus dem Dienst schied, den besten Beweis.

„Unser alter Hausfreund hätte es gern gesehen, wenn wir mit ihm nach Europa zurückgekehrt wären. Ich konnte mich indeß dazu nicht entschließen, welch' glänzende Anerbieten uns der Major auch stellte. Ein thätiges Leben ist mir zu sehr Bedürfniß, um als Mann meiner Frau, eine blos vegetative Existenz ertragen zu können.

„Ich stelle Ihnen mein Haus und meine persönliche Thätigkeit zur Disposition. Ich bin überzeugt, daß auch Marinka erfreut sein wird, in Ihnen einen neuen Freund zu finden, zumal Sie, Ihrer geistigen und geselligen Bildung nach, auf weit höherer Stufe stehen und bei Weitem amüsabler und amüsanter sind, als unser ehrlicher Lunden."

Mein Erstaunen über des Mannes schamlose Frechheit war von Moment zu Moment gewachsen. Einen Kampf zwischen Moral und der Anreizung zu einer frivol-üppigen Existenz hatte ich nicht zu kämpfen, da mir der Mann mit sammt seinen gemeinen Vorschlägen völlig widerwärtig erschien. Ich darf somit den Sieg über des bösen Buben Lockungen mir nicht hoch anrechnen. Viel größer war mein Kampf, mich zu einer ruhigen Antwort zu zwingen, statt den ekelhaften Burschen mit Fußtritten zur Thür hinauszuwerfen.

„Mein Herr Baron," begnügte ich mich ihm zu sagen, „mein Gehalt reicht vollkommen aus zu einem Leben, wie ich es zu führen wünsche. Niemals werde ich zu einer Höhe der Emancipation von Pflicht und Ehre gelangen, ohne welche man Anerbietungen, wie die Ihrigen, weder machen, noch annehmen kann."

Baron Self von Salbrandt erschien weder erstaunt, noch beleidigt. Er strich den wohlgepflegten Schnurrbart in die Höhe und entgegnete, indem er die taubenhalsfarbigen Glacéhandschuhe gelassen über die weißen Hände streifte: „Il nous faut désenseigner les sottises, qu' on nous a enseigné! (Es will gelernt sein, die Dummheiten vergessen, die man uns gelehrt hat.) Es kommen allerdings nicht Alle zu diesem Verlernen und man findet noch bisweilen seltsame Kreaturen, die hungernd an der vollen Krippe stehn. Aber auch solche Käuze muß es geben!"

Ich begegne dem Self'schen Ehepaar hie und da in Gesellschaften, denen ich in meiner jetzigen Stellung nicht ganz aus dem Wege gehen kann, so wenig Freude ich auch daran finde. Es begrüßt mich mit voller Unbefangenheit und mit der Artigkeit, die man entfernteren Bekannten zu erweisen pflegt, während ich eine gewisse Beklommenheit, so lange ich es in meiner Nähe weiß, nicht zu überwinden im Stande bin.

Vor einigen Tagen habe ich einen Brief aus der Heimath erhalten, einen recht langen Brief von meinem alten Freunde Paul van Puyts, den ich hier beilege.

Brief des Dr. Paul van Puyts an Max Natz.

Rozenhaag im Juli 1816.

Mein theurer Max!

Baron Jan hat mir alle die Trübsale, die in so reichem Maße Dich betroffen haben, mitgetheilt. Er hat mir nicht anvertraut, durch wen ihm so genaue Berichte über Deinen Lebenslauf zugekommen sind; er sagte indeß, seine Quelle wäre durchaus zuverlässig, auch trägt die Erzählung so vollständig den Stempel der Wahrheit, daß ich nicht den geringsten Zweifel an deren Treue habe. Wie sehr wir die schändliche Beraubung durch den Chinesen, den Tod Deiner herrlichen Gemahlin, Deine lange Krankheit und jahrelange Zurücksetzung im Dienst beklagen, magst Du Dir leicht vorstellen, da Du die Liebe und Freundschaft kennst, welche Dein braver Ohm, die Fränz und ich (auch des Piet Piepenstock wollen wir dabei gedenken) stets für Dich gehegt haben.

„Paul!" sagte Dein Ohm, „schreibe doch jetzt, wo das Meer wieder einige Sicherheit bietet, an unsern Max und erzähle ihm Alles recht genau, was wir hier erlebt haben. Blixem! hübsch

war es hier bei uns auch nicht immer! Was er von uns da drüben erfahren haben mag, wer weiß es? Ich glaube nicht, daß Piet so oft geschrieben hat, wie er uns sagt, denn die tausend Franken Strafe, die der Bonaparte auf jeden Brief nach England oder nach den englischen Kolonien gesetzt hat, ermuthigten nicht eben zur Korrespondenz. Und wie viele Briefe mögen die Zwischenträger, bei der leisesten Gefahr erwischt zu werden, verbrannt oder im Meer ersäuft haben. Paul, mein Junge," sagte der Baron, „schreibe Alles, was seit Anno 1799 bis jetzt — meiner Seele, das sind ja siebzehn Jahre — bei uns passirt ist. Aber schreib' lustig, Paul, der arme Max hat selbst zu viel Elend erlebt, um von hier auch noch angeheult zu werden, und hübsch ausführlich. Wenn's auch kein Brief wird, sondern ein dickes Packet, dem Max wird es nicht zu viel werden und Euch auch nicht!"

Die erste wichtigere Begebenheit in der Familie des Barons war die große Badereise der drei Damen im Sommer 1805 nach Wiesbaden, und der Winteraufenthalt in Frankfurt am Main. Der Baron hat dagegen lange Zeit hindurch Widerstand geleistet. Er vermochte indeß der täglichen dreifachen Bestürmung auf die Dauer um so weniger Widerstand zu leisten, als mein Vater endlich auch seinen Aeskulapstab gegen ihn erhob. Die gewaltigen Toiletten-

vorbereitungen der Damen setzten Alles, was in Enschede einen Unterrock trug, in höchste Aufregung.

Bei der Rückkehr der Herrschaften, nach einer Abwesenheit von nahezu einem Jahre, erfuhren wir, daß ihnen die Zeit keineswegs so angenehm verlaufen war, als sie erwartet hatten. Dazu kam, daß im Laufe dieser Zeit der Samen zu einem neuen Familienzwist ausgestreut worden war, aus welchem Fräulein Agnes als der geschlagene Theil hervorging, wie energisch sie auch, trotz ihrer völligen Isolirung, focht.

Schon während der Saison in Wiesbaden hatten die beiden älteren Damen sich sehr enttäuscht gefühlt, als sie die geringe Aufmerksamkeit gewahrten, mit der man sie, trotz ihres Standes, ihres Reichthums und ihrer kostbaren Toiletten, betrachtete. Selbst der kostbare Majoratsschmuck der freiherrlichen Familie Goy-Leuwaarden, welcher sogar in Münster bewundert worden war, hatte sich unwirksam gezeigt, wie die Damen meinten, der veralteten Fassung wegen. Baron Jan war an dieser Erfolglosigkeit schuld, denn er hatte sich hartnäckig geweigert, den Schmuck, welchen er für ein Wunder der Goldschmiedekunst aus der besten Zeit der Renaissance erklärte, modernisiren zu lassen. Dieses Unbemerktbleiben war den Damen in Frankfurt noch fühlbarer geworden. Fräulein Agnes war völlig empört über die Verwilderung der Männerwelt, auf welche eine junge Dame ihres Herkommens und von ihrer Persönlichkeit gar keinen Eindruck machte.

Erst als die Wintersaison zu Frankfurt sich ihrem Ende nahte, versuchte ein Offizier der Familie näher zu treten. Es war ein Mann, welcher durch seine ungewöhnliche Größe und durch seine kolossalen Formen auffiel. Sein gewaltiger Kopf, seine groben, unfertigen Gesichtszüge, sein Strupphaar und braunrother Teint, seine riesigen Hände und Füße, sowie sein rauhes Organ paßten vollkommen zu einem „wilden Mann," wie er, mit Blätterschurz und Keule, als Schilderhalter in der Heraldik vorkömmt. Er würde in seiner stattlichen Uniform, mit Orden geschmückt, bei dem Renommée, ein tapferer Soldat, guter Kamerad und obendrein vermögend zu sein, in der Gesellschaft gute Aufnahme gefunden haben, wenn sein Benehmen natürlich und angenehm gewesen wäre. Leider glaubte aber der Ober-Lieutenant, die Plumpheit seiner äußern Erscheinung durch eine um so größere Feinheit und Zartheit seines Betragens ausgleichen zu müssen. In seine Haltung suchte er etwas Schmachtendes zu legen; er flötete zarte Redensarten den Damen in's Ohr; er trippelte, wie eine zierige Jungfrau auf dem Glatteis, mit kleinen Schrittchen auf den Zehen über das Parquet; er aß und trank in Gegenwart der Damen wie ein Kanarienhähnchen, das den Pips hat, und seine Unter-

haltung war stets mit hochtrabenden und sentimentalen Phrasen gespickt. Natürlich war der zierige Enaksohn eine hochkomische Erscheinung, welche durch seinen Namen: „Schnobelhuber;" durch den scharf hervortretenden Nürnberger Dialekt; durch seine vielfachen Verstöße gegen die Formen der guten Gesellschaft, und durch den Umstand, daß der plumpe Riese leichter Kavallerist war — er stand bei den Hessischen Chevauxlegers — noch pikanter wurde. Die Witzbolde der Gesellschaft, denen er ein hochwillkommenes Uebungsobjekt war, tauften ihn: „Schüppenbauer," unter welchem Namen er allgemein bekannt war.

Die Baronin hatte in der Annäherung „Schüppenbauers" nichts Bedenkliches gefunden. Es entging ihr vollkommen die einladende Freundlichkeit, mit welcher Fräulein Agnes demselben entgegenkam. Sie hatte zu oft aus dem Munde ihrer Tochter das Lob grade solcher Männer gehört, deren starker, hochgebildeter Geist in einem zarten Körper haust, um glauben zu können, daß Agnes an einem Menschen, bei dem Leib und Seele zu einander in gradezu umgekehrten Proportionen standen, Wohlgefallen finden könne; an einem Menschen, dessen Herkunft so wenig dem Ahnenstolz ihrer Tochter entsprach, der obendrein der Gegenstand des Spottes der ganzen Gesellschaft war. Die Baronin hatte die Warnungen der stets wachsamen Frau v. Beaumont von sich gewiesen und hatte nicht auf

das Kopfschütteln dieser welterfahrenen Dame geachtet, wiewohl es ihr energisch genug, bis zum Rauschen und Klappern der Rüschen, Kanten, Spitzen, Blonden, Federn, Blumen und Bänder ihres Kopfputzes getrieben wurde. Die Liebenswürdigkeit des Fräuleins gegen Schüppenbauer erschien der Mutter als ein Akt des Mitleids gegen einen braven Mann, welcher von einer Gesellschaft gemißhandelt wurde, von der auch sie nicht eben mit übermäßigem Wohlwollen aufgenommen worden waren.

Der Zorn der Baronin und die Scham über die eigene Kopflosigkeit waren gewaltig, als nach einem Ballfeste Fräulein Agnes der Mutter, nicht ohne einige Zaghaftigkeit, erröthend gestand, daß sie des Ober-Lieutenants Schnobelhubers verlobte Braut sei.

„Schüppenbauers Braut!" hat sie ausgerufen und ist der Frau v. Beaumont ohnmächtig in die Arme gesunken. Sie hat Alles zur Abreise vorbereiten lassen, den Baron ersucht, sofort nach Frankfurt zu kommen und sich hartnäckig geweigert, das Liebespaar zu sehn.

Als Baron Jan in Frankfurt angekommen war, ist ihm die Tochter mit dem Geständniß ihrer Liebe keck entgegengetreten. Der Baron hat darein gewilligt, den Lieutenant Schnobelhuber zu empfangen. Er ist erstaunt und belustigt gewesen über die Ungeheuerlichkeit der Dimensionen dieses leichten Reiters und

über die unglaubliche Zartheit seiner Sprache und seines Benehmens. Als der Riese mit mädchenhafter Verschämtheit, mit niedergeschlagenem Blick, erröthend, flüsternd und stockend, in wunderbar sentimentalen und hochtrabenden Floskeln, um die Hand der Freiin Agnes angehalten hat, ist es dem Baron sehr schwer geworden, dem Freier nicht in das Gesicht zu lachen.

Nicht ohne Mühe hat Dein Herr Ohm vom „Schüppenbauer" in Erfahrung gebracht, daß Schnobelhuber's Vater der guten Stadt Nürnberg Bürger und Brauer ist.

Baron Jan hat dem Liebhaber vorläufig eine ausweichende Antwort ertheilt und sich, reisefertig wie er immer ist, sofort nach Nürnberg begeben. Ohne große Mühe hat er den „Schnobelhuber-Bräu" aufgefunden. Daß dort ein sehr nahrhaftes Geschäft blühe, ist ihm schon von Weitem ersichtlich geworden. Nicht blos im Hause und im Hofe hat es, wie in einem Bienenstock, von durstigen Zechern gewimmelt; wie vor dem Flugloch eines Bienenstocks ganze Klumpen Bienen sich ansetzen, so haben vor der Thür des Bräuhauses die wackern Trinker auf Bänken, Stühlen und Fässern, bis mitten auf die Straße hin, dichtgedrängt gesessen.

Der Baron hat alsdann auch bald den Compère in spe kennen gelernt. Ein alter, riesenhafter Mann von gewaltigem Leibesumfang, mit einem breiten,

sehr ächt dunkelroth gefärbten, hochmüthig verdrießlichen Gesichte, in aufgestreiften Hemdsärmeln, mit vorgebundener Schürze, gestickten Pantoffeln und einer betroddelten Hausmütze drängte sich, aus langer Pfeife rauchend, durch die Menge, knurrte die Gäste an, wetterte mit den Bräuknechten, schimpfte auf die Rettigweiber und zankte mit den Schenkmädchen. Um seiner Sache gewiß zu sein, war der Baron an den Mann herangetreten und hatte gefragt, ob er Herr Schnobelhuber und Vater des hessischen Ober-Lieutenants sei.

„Gewiß," hat er gesagt, „dös is mei Buab. Der thät a g'scheiter, wenn er dem Vatter helfe thät Geld verdiene, als draußen pratschn und a großen Herrn spiele."

Der Baron ist nach Frankfurt zurückgekommen, hat seinen Damen erzählt, was er gesehen und seiner Tochter erklärt, daß er die Heirath niemals zugeben werde. Agnes hat dagegen mit gleicher Bestimmtheit geschworen, nun und nimmer von ihrem Schnobelhuber zu lassen.

Dem Ober-Lieutenant hat der Baron auseinandergesetzt, daß seine Tochter unvermögend sei, da sie, nach den Fideikommiß-Statuten, nur auf tausend Dukaten als Aussteuer, und auf eine lebenslängliche Rente von zweihundert Thaler Gold zu rechnen habe; daß aber weder er, noch seine Gemahlin,

jemals in die Heirath willigen würden. Schüppenbauer hat das Riesenhaupt in duldender Schwermuth auf die Brust herabsinken lassen, hat sich mit einem durchsichtig feinen Batisttüchlein die Augen getrocknet und mit leiser, flötender Stimme versichert, daß man sein Herz brechen, aber nicht die Liebe aus demselben reißen könne, denn er sei treu bis in den Tod dem Vaterland und seiner Liebe!

Ein gar harter Schlag traf Fräulein Agnes (ein Schlag, welcher um so schmerzlicher empfunden wurde, je unerwarteter er kam) durch die Antwort, welche sie von ihrem Bruder Achill erhielt. Sie hatte ihm ihre Liebe offenbart, sich bitter über die Härte ihrer Eltern beklagt und gestanden, daß selbst Frau v. Beaumont sie verlassen habe. Völlig isolirt, glaube sie sich indeß des eifrigsten Beistandes eines Mannes seiner freisinnigen Denkungsart gewiß, eines Bruders, dem sie stets so treu zur Seite gestanden habe. Die Unglückliche hatte bei Achill zur unrechten Zeit angeklopft. Aus dem wüthenden Demagogen, dem Bürger Goy, war grade damals der Königliche Rath „bij het ministérie van financien," der Ehren-Kammerherr Ihrer Majestät der Königin Hortense von Holland, Baron Leuwaarden, geworden, der einen plebejischen Schwager Schnobelhuber, den Sohn eines hemdärmeligen, flegelhaften Brauers, wie die Mutter ihn beschreibt, durchaus nicht brauchen konnte. „Schüppenbauer" an der Seite seiner Schwester einmal über das Parquet der Salons der geistreichen Königin trippelnd, würde den feinen Kammerherrn für ewige Zeiten mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen haben. Das Antwortschreiben Achill's war voller Hohn, und viele Stellen blieben nicht hinter folgender zurück, welche Agnes besonders verletzte. Diese hieß: „So haben denn die Leute doch Recht, welche behaupten, daß es keine hirnlosere Kreatur auf Gottes Welt gäbe, als ein altes Mädchen, das nach dem Haubenbande springt!"

Fräulein Agnes ist ihrem Bruder die Antwort nicht schuldig geblieben und hat sich auch mit ihm, somit nunmehr mit der ganzen Familie, völlig entzweit. Auf ihr Zimmer in Diepenbroick zurückgezogen, nur mit den Klosterschwestern zu Himmelsport verkehrend, hat sich Deine Kousine mehr und mehr der Religion in die Arme geworfen. Nur einmal noch ist sie in den Rozenhaag gekommen; das war beim Tode der Baronin, welche schon im Herbst nach der großen Reise starb.

Ob und wie lange das Liebespaar noch mit einander in Korrespondenz gestanden und in welcher Weise sich das Verhältniß gelöst, davon hat Niemand etwas erfahren. Im Frühjahr 1807 ist das Fräulein in das Kloster Himmelsport am großen Veen als Novize eingetreten und steht demselben jetzt als

Oberin vor. Man glaubt vielfach, das Kloster habe es den Familien-Verbindungen der hochwürdigen Mutter Scholastika zu verdanken, daß es nicht von der einen oder der andern der wechselnden Regierungen aufgehoben worden ist. Meiner Ansicht nach haben, mehr noch als das kleine Krankenhaus und die Mädchenschule, Sand und Sumpf, Armuth und Abgelegenheit, das Klösterlein vor diesem trüben Geschick bewahrt.

Frau v. Beaumont hat den Rozenhaag nach dem Tode ihrer Freundin verlassen und die Führung des Haushalts in Diepenbroick übernommen.

Baron Jan verkaufte den Rozenhaag im Frühjahr 1807 und reduzirte seinen Hausstand auf Diepenbroick bedeutend. Er hat mir sodann General-Vollmacht über die Verwaltung seiner Güter gegeben, die Galerie unter Piet Piepenstock's Aufsicht gestellt und ist abgereist, ohne zu sagen wohin. Der Aufenthaltsort des Barons war so wechselnd, wie der Name, welchen er für seine Adresse bestimmte. Obschon ich durch Handlungshäuser meist über beides in Kenntniß erhalten wurde, so gab es doch Zeiten, in denen der alte Herr auch für mich völlig verschwunden war. Der Bilderpassion ist er auch in dieser Zeit treu geblieben, denn es langten auf Diepenbroick bald von hier, bald von dort Kisten mit Gemälden an. Der Sammeleifer war es indeß

sicher eben so wenig, wie sein Kummer über den Verlust der Gemahlin und der Aerger über die Zerwürfnisse mit seinen Kindern, was ihn von der Heimath fern hielt. Es war des Barons Abneigung gegen die französische Polizei, welche sich mehr um Jan van Leuwaarden's Agitation für das Haus Nassau-Oranien bekümmerte, als es ihm angenehm war, und welcher es auf einen kleinen Uebergriff in das Großherzogthum Berg, dessen Unterthan der Baron zur Zeit war, gar nicht angekommen sein würde, sobald es galt, einen unbequemen Mann dingfest zu machen.

Allerdings war das Verhältniß des alten Herrn zu seinem Sohne Achill verdrießlich genug. Es wurde mit den Jahren immer schroffer und trat, trotz meiner Bemühungen es zu vermeiden, endlich sogar in unangenehmster Art vor die Oeffentlichkeit.

Schon bald nach dem Verkauf von Rozenhaag erhielt ich vom Advokaten Achill's, vom Dr. Shmietweg zu Amsterdam, ein Schreiben, worin mir derselbe notificirte, daß sein Klient, von Schulden arg bedrängt, sich wiederholt mit der Bitte um Geld an seinen Vater gewendet habe, ohne indeß jemals eine Antwort zu erhalten. Der Baron Achill sehe nunmehr durch sein finanzielles Derangement seine Lebensstellung bedroht; es wäre ihm auch keineswegs unbekannt, daß sein Vater durch Gutsverkauf vollauf die

Mittel in Händen hätte, seiner Bedrängniß ein Ende zu machen. Politische Anfeindung einerseits und eine unglückliche Manie zum Ankauf von Bildern andererseits, veranlaßten den Baron, ihm, dem einzigen Sohne, seine Hülfe zu entziehen.

Auf die Gefahr hin, unkindlich zu erscheinen, würde er, von seinen Gläubigern zum Aeußersten getrieben, die Hülfe der Gerichte gegen seinen Vater in Anspruch nehmen, um denselben zu zwingen, ihm einen standesgemäßen Zuschuß zu gewähren, und um denselben abzuhalten, durch Ankauf von Gemälden sein Vermögen zu verschwenden.

Weniger um dem Sohne beizustehen, als um dem Vater den Verdruß über eine derartige Drohung oder wohl gar einen öffentlichen Skandal zu ersparen, bat ich den Baron recht inständig, dem Achill eine Summe zukommen zu lassen, ansehnlich genug, um denselben aus seiner Bedrängniß zu retten. Es gelang. Bei Uebersendung der Gelder sagte ich Achill, wie Drohen nicht das Mittel wäre, von seinem Vater irgend etwas zu erlangen. Ich warnte ihn vor einem solchen Verfahren, das ebenso unkindlich, wie gesetzlich wirkungslos sei.

Achill, stets bestrebt sich der siegreichen Partei zuzugesellen, mit feinem Instinkt begabt, den Sieger rechtzeitig herauszuwittern, und sehr geschickt, Motive zum Uebergang von einer zur andern Seite aufzu-

finden, Achill hatte sich derjenigen Partei des holländischen Hofes angeschlossen, welche unter Führung der Königin unbedingt zu Frankreich stand.

Als König Ludwig, der in Wahrheit das Wohl seines Landes wollte, darüber mit seinem allmächtigen Bruder, dem Kaiser, dergestalt in Konflikt gerieth, daß er 1810 dem Thron entsagte, und nunmehr das unglückliche Holland französische Provinz wurde: da erntete der diplomatische Achill die Früchte seiner feinen Politik. Er wurde Präfekt des Departements Ober-Yssel, Graf des französischen Reichs, Kammerherr des Kaisers und Offizier der Ehrenlegion. Alle diese Ehren und Würden waren indeß keineswegs geeignet, die wiederum hoch aufgelaufenen Schulden Achill's zu decken; im Gegentheil, sie spornten den ehrgeizigen Mann zu erhöhtem Aufwande und mehrten die Schuldenlast.

Ich erhielt im Frühjahr 1812 mehrere Briefe vom Sachwalter des Grafen Achill, worin er mich um die Adresse des Baron Jan befragte. Ich konnte ihm darauf keine bestimmte Antwort geben. Seit Bonaparte über Holland herrschte und Achill Präfekt des Departements geworden, zu dem damals auch das Stück deutschen Grenzlandes gekommen war, in welchem Diepenbroick und Düsterloo liegen, hatte der alte Herr selbst mich Monate lang ohne Kenntniß seines Aufenthaltes gelassen. Ich erhielt nur ab

und zu die Weisung, Gelder und Briefschaften für ihn an dieses oder jenes Handelshaus zu schicken.

Zu meinem Kummer erhielt ich ein Schreiben des Advokaten Shmietweg, worin derselbe mir, als dem Generalbevollmächtigten des Baron Jan van Leuwaarden, notificirte, daß der kaiserl. Präfekt ꝛc., Graf Achill van Leuwaarden, gegen seinen Vater eine Klage wegen Vorenthaltung standesgemäßen Unterhalts bei den Gerichten eingereicht habe. Zugleich sei von ihm der Antrag gestellt, den Baron für einen Verschwender zu erklären und ihm, dem Grafen, als dem einzigen erbberechtigten Kinde, die Güterverwaltung zu übertragen, da seine Schwester Agnes, als Klosterfrau, auf ihr Erbe Verzicht geleistet habe.

Mir blieb nichts übrig, als dem Baron von diesem Vorgehen des Sohnes Kenntniß zu geben. Ich legte nunmehr auch den Drohbrief von 1807 bei und bat um Instruktion.

Als Antwort ertheilte mir der alte Herr einen strengen Verweis, ihm das frühere Vorhaben Achill's verhehlt zu haben, und ich erhielt den Auftrag, folgende Klagebeantwortung dem Gerichte zugehen zu lassen:

„Ich, Johann Goy, Baron von Leuwaarden,
„bin ein kleiner deutscher Edelmann, der durch die
„menschenbeglückende Gesetzgebung des großen fran-
„zösischen Kaiserreichs, namentlich durch die Aufhebung

„der Herrlichkeitsrechte, als Dienste, Zinsen, Gefälle und
„Gaben der Hintersassen durch Verlust von Jagd, Fische-
„rei, Mühlzwang, Fähr-, Brau- und Brenngerechtsam-
„keit, sowie durch das Heranziehn zu Steuern und
„Lasten jeder Art u. s. w. mehr als die Hälfte seines
„früheren Einkommens verloren hat. Dennoch habe
„ich das, was die Statuten meiner Familie als standes-
„gemäßen Unterhalt der Kinder festgesetzt haben, stets
„rechtzeitig zu Heller und Pfennig geleistet. Ich bin
„so leichtsinnig gewesen, meinen Sohn Achill weit
„über diese Festsetzungen hinaus zu unterstützen.
„Ich habe vor einigen Jahren, durch unberechtigte
„Einmischungen verleitet, demselben sogar eine nam-
„hafte Summe zufließen lassen, um ihn in den
„Stand zu setzen, seine leichtfertig contrahirten Schul-
„den abzustoßen.

„Wenn dieser mein Sohn, nunmehr meinen
„kleinlichen Verhältnissen entwachsen, sich zu einem
„kaiserlich französischen Präfekten, Kammerherrn
„Seiner kaiserlichen Majestät und Grafen des Rei-
„ches emporgeschwungen hat: so finde ich es durchaus
„natürlich, daß sich dessen Bedürfnisse demgemäß
„gesteigert haben und erachte es als völlig angemessen,
„wenn er sich, der Würde des Reiches und seiner
„eigenen hohen Stellung gemäß, etablirt.

„Mich aber, den kleinen Edelmann, zu verur-
„theilen, für die Bedürfnisse eines so hohen Herrn

„zu sorgen, hieße einer Grasmücke befehlen, den „Kukuk, den sie ausgebrütet, auch dann noch zu „ernähren, nachdem er schon ein mächtiger Raub„vogel geworden ist."

Die Sache kam vor Gericht und machte großes Aufsehen. Der Graf Achill wurde in den ersten Instanzen abgewiesen. Er würde indeß zweifelsohne die höheren beschritten haben, wenn mit dem Stern Napoleons nicht auch der seinige untergegangen wäre. Die Franzosen räumten nach dem Aufstand zu Amsterdam im Herbst 1813 Holland, und der Prinz Wilhelm von Oranien hielt dort als souveräner Fürst seinen feierlichen Einzug, in seinem Gefolge Jan Goy, Baron van Leuwaarden. Als Prinz Wilhelm 1815 König der Niederlande wurde, erhielt der alte Herr die Würde eines Oberhofstallmeisters und das Großkreuz des Wilhelms-Ordens. Se. Excellenz verzichtete indeß auf das mit jener hohen Hofcharge verbundene Einkommen und zog sich auf seine Güter zurück, welche nunmehr zum Königreich Preußen gehören. Der alte Herr schwelgt im Vollgenuß seiner Bildergalerie, welche Piet Piepenstock auf das Trefflichste konservirt und die durch kostbare Geschenke des Königs Wilhelm an seinen treuen Parteigänger sich ansehnlich vermehrt hat.

Der Graf Achill lebt, auf Wartegeld gesetzt, in Amsterdam. Ich übersende ihm die in den Fideikommiß-

Statuten vorgeschriebenen 600 Thaler Gold jährlich mit größter Pünktlichkeit. Der Vater ist völlig unversöhnlich, man darf in seiner Gegenwart Achill's Namen nicht nennen. Piet schrieb von Amsterdam, daß Graf Achill ehestens eine Stellung in Batavia erhalten werde. Dadurch würde Allen geholfen sein. Der Vater wäre den verhaßten Sohn los und dieser seine Gläubiger, die ihn arg belästigen sollen, und die Regierung einen Mißvergnügten von großen Talenten und bedeutenden Kenntnissen, welcher nach allen Seiten hin intriguirt, putscht und hetzt und für die regierungsfeindlichen Blätter eben so giftige, wie geistreiche Artikel liefert.

Ich erzählte Dir bereits, mein lieber Max, daß Baron Jan den Rozenhaag verkauft habe. Aber rathe einmal an wen? An Deinen alten Freund und meinen Schwager, den langen Kurt Wilbring. Und wer besitzt jetzt den Rozenhaag? Dein nicht minder ergebener Freund und Diener Paul van Puyts, der von dort aus diese endlose Epistel an Dich richtet. Wie das Alles gekommen, davon schreibe ich Dir morgen.

Du erinnerst Dich gewiß, daß in einem der Briefe, die der „Schwalengrieper" von Münster brachte, mitgetheilt war, wie die Offiziere Deines ehemaligen Regiments sich vereinigt hätten, den Amts-Adjunkt

zum Widerruf der schändlichen Verleumdungen zu zwingen, welche er in mehreren Zeitungen gegen Dich veröffentlicht hatte. Man war übereingekommen, die Zeit der vollen Genesung des giftigen Männleins abzuwarten, ehe man mit schärferen Maßregeln gegen ihn vorging. Dem Amts-Adjunkt war der Aufenthalt in Dülmen um so mehr verleidet, als er dort mit den Reiteroffizieren in tägliche Berührung kam, und selbst sein Bruder, der Stabs-Rittmeister, sich völlig auf die Seite der Kameraden stellte. Er war deshalb um Versetzung eingekommen und hatte den Posten eines Assessors an der Domainenkammer zu Münster erhalten. Dort in der großen Stadt, Angesichts der Behörden, glaubte er sich gegen alle Insulten völlig gesichert.

Als der schlimme Gesell endlich den Arm aus der schwarzen Binde zog, erschien bei ihm zum Austrag der Sache eine Deputation des Offiziercorps. Der Assessor versicherte, seine Ansicht in Betreff des falschen Spiels keineswegs geändert zu haben und verweigerte, die Zeitungsinserate, als Verleumdungen, zu widerrufen. Im Uebrigen stelle er sich unter den Schutz der Gesetze und erkläre ausdrücklich, in dieser Sache keine Forderung anzunehmen.

Es wurde ihm dagegen von Seiten der Deputation eröffnet, daß man ihn nach diesen Erklärungen als einen gemeinen Verleumder und feigen Schuft

ansehen werde, der jeden Anspruch auf kavaliere Behandlung verloren habe. Er möge für die Zukunft sich auf jede Art öffentlicher Insulte von Seiten der Offiziere des Regiments gefaßt machen und, wenn er solche vermeiden wolle, sofort das Lokal verlassen, sobald ein Offizier des Regiments in dasselbe eintrete.

Als der Assessor am Mittag dieses Tages, wie immer, bei Nölken zu Tische kam, bat ihn der Wirth, noch ehe er abgelegt hatte, zu einer Unterredung in die Nebenstube. Hierauf eröffnete ihm Herr Nölken unter vielen Entschuldigungen, daß die Stammgäste seiner table d'hôte erklärt hätten, fernerhin nicht mehr in Gesellschaft des Herrn Assessors v. Rixdorf speisen zu wollen.

Zur Mittagszeit des folgenden Tages hat sich der Assessor in den Gasthof „zum Westfälischen Hof" am Roggenmarkt begeben, dessen Wirthstafel gleichfalls als vorzüglich gut bekannt war. Die Stammgäste gehörten zwar nicht ausschließlich dem Adel an, wie dieses bei Nölken der Fall war, sondern die Mehrzahl bestand aus höheren Beamten, reichen Kaufleuten, Rentiers und Geistlichen, es verkehrten indeß dort auch Offiziere und Kavaliere. Der Speisesaal lag zu ebener Erde, seine Fenster sahen auf den Roggenmarkt hinaus. Unmittelbar vor denselben hatten Obsthöcker ihre Tische aufgeschlagen, so wie

Butter- und Eierhändler ihre Stände, während Töpferwaaren sich auf dem Pflaster breit machten.

Als Herr v. Rixdorf eintrat, hatte die Gesellschaft bereits die Suppe verzehrt und Herr Blomberg, der Wirth, war eben mit dem Tranchiren eines großen Fleischstücks beschäftigt. Der Kellner wies dem Herrn einen Platz dicht am Fenster an, wobei der Assessor mit dem Rücken gegen die Thür zu sitzen kam.

Wie Du weißt, lieber Max, ist Münster keine große Stadt, noch weniger aber ist es großstädtisch. Was dort an einem Tage sich ereignet, das weiß Jedermann am andern, wozu die löbliche Gewohnheit, daß jeder gesittete Junggesell und jeder billig denkende Hausvater sich Abends rechtzeitig in seine Stammkneipe begiebt, viel beitragen mag. Die Zurückweisung des Herrn v. Rixdorf von der Nölken'schen table d'hôte war in allen Bier- und Weinhäusern der guten alten Stadt schon am Abend vorher gründlich durchgesprochen und um so mehr gebilligt worden, als der Assessor wenig beliebt war. Auch an der Wirthstafel des Herrn Blomberg hatte man soeben über dieses interessante Thema verhandelt und den Nölken'schen Stammgästen zugestimmt, als der, aus der ersten Tischgesellschaft Ausgeschlossene, eintrat, und Mitglied der zweiten werden zu wollen schien. „Was die Herren bei Nölken nicht wollen, das mögen wir bei Blomberg auch nicht!" das drückte

sich auf den mißvergnügten Gesichtern der Stammgäste schon beim Eintritt des Herrn v. Rixdorf deutlich genug aus, und wurde durch das Nichterwiedern seines Grußes, finstere Blicke und allgemeines Schweigen, als der neue Gast seinen Platz einnahm, kräftig bestätigt.

Herr Blomberg hatte den Gruß des Ankommenden mit einem verlegenen Lächeln erwiedert und war eben bemüht, seinen Gästen durch Pantomimen zu verstehen zu geben, daß man sich für das eine Mal schon in das Unvermeidliche schicken müsse, als sich die Thüre wiederum öffnete und ein zweiter Nachzügler in der allgemein bekannten und beliebten Gestalt des langen Cornets v. Wilbring erschien. Er sah sich, wie suchend, im Zimmer um und sagte, als sein Blick auf Herrn v. Rixdorf gefallen war, indem er sich an die Gäste wendete, mit ruhiger Stimme:

„Meine Herren, ich habe Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen! Bevor ich mich beehre, mit Ihnen zu speisen, muß ich Ihre ehrenwerthe Gesellschaft von einem schuftigen Lügner und feigen Halunken befreien."

Während er dieses sagte, war er hinter den Assessor getreten, der vornübergebeugt, ohne sich zu rühren, auf seinem Stuhle saß. Denselben mit der einen Hand in die Halsbinde und mit der andern in den Hosengurt fassen, ihn emporheben und durch das Fenster auf den Markt schleudern, war das Werk

eines Augenblicks. Die Scheiben klirrten, Weiber kreischten, Holzwerk krachte und Töpfe, wie Schüsseln, klapperten und klangen.

„Bringen Sie dem Herrn da unten seinen Hut, Degen und Stock," befahl Wilbring gelassen dem Kellner, und, unter einer höflichen Verbeugung sich der Gesellschaft zuwendend, sagte er: „Verzeihen Sie, meine Herren, diese kleine Exekution!"

Während der lange Cornet ablegte und sich dann gemüthlich auf dem Platz des Hinausgeworfenen niederließ, sah man den Assessor, welcher aus den Fensterscheiben in das Obst, dann in Butter und Eier und endlich in die Töpfe und Schüsseln gerathen war, von zwei alten Weibern geführt, in übel zugerichteter Toilette, quer über den Roggenmarkt nach dem Bogen zu hinken, wo er im Hause des Wundarztes Filbri verschwand.

In den obern Regionen hat man von diesem lustigen Nachspiel zu Deiner Tragödie keine Notiz genommen, wonach anzunehmen, daß der Assessor keine Klage anhängig gemacht hat. Der schlimme Bursche ist aus dem Münsterlande verschwunden. Später hat er am Hofe des Königs von Westfalen eine Anstellung erhalten und ist seit einigen Jahren Pächter der Spielbank zu Pyrmont.

Auch der Stabs-Rittmeister v. Rixdorf trat in westfälische Dienste. Er hatte den Ruf eines tüchtigen

Offiziers und ist, heldenmüthig kämpfend, an der Spitze seines Kürassier-Regiments in der Schlacht bei Borodino geblieben.

Wilbring ist 1803, nachdem General Dücker den Abschied genommen und General Nagel in seiner Stelle Chef des münster'schen Reiter-Regiments geworden war, mit diesem Regiment als Seconde-Lieutenant in preußische Dienste gekommen. Jenes wurde das Dragoner-Regiment Nr. 14, seine Uniform war hellblau, Kragen und Rabatten in Chamois mit Gold, und es erhielt den General v. Wobeser zum Chef.

Major v. Deding hatte nicht Lust, in seinen alten Tagen noch das preußische Reglement zu lernen. Er nahm seinen Abschied und zog mit seiner Gnädigen, mit Minchen, Stinchen und Dinchen nach Münster. Bis zum Abmarsch des Blücher'schen Corps in die unglückliche Kampagne von Anno 6 hat Kurt seine Freiheit behauptet. Am Vorabend des Ausmarsches des Regiments aus Münster hat er sich verlobt, und als er, nach dem Friedensschluß, den erbetenen Abschied erhielt, hat er Stinchen geheirathet. Da er hörte, daß Baron Jan sein Gut Rozenhaag, das ihm außerordentlich gefallen hatte, als er kurz nach Deiner Abreise den Freiherrn besuchte, zu verkaufen wünsche, so hat er dasselbe erworben. Natürlich kam die Familie Deding oftmals

dorthin zum Besuch. Ich lernte Dinchen kennen und lieben. Sie wurde 1809 meine Frau und hat mich mit drei prächtigen Jungen beschenkt.

Kurt ist Ende 13 wieder in die preußische Kavallerie eingetreten, hat in den Feldzügen von 14 und 15 rühmlichst gekämpft, und ist mit dem eisernen Kreuz geschmückt, unverwundet aus Frankreich heimgekehrt. Er blieb im Dienst und steht jetzt als Premier-Lieutenant beim 5. Ulanen-Regiment in Düsseldorf. Von einer ganzen Schaar Knaben und Mädchen umgeben, lebt er vergnügt und glücklich, bei unverändertem Appetit.

Als Kurt 1813 wiederum Soldat wurde, kaufte ich Rozenhaag. Seit meines Vaters Tode ist die Mutter zu uns gezogen, während der Mann meiner Schwester Fränz, der Dr. Guytzloo, des Vaters Haus und Praxis übernommen hat. Den Bürgermeisterposten gab ich auf, und habe jetzt als Rechtsanwalt und Notar, sowie als Bevollmächtigter Sr. Excellenz des Barons Leuwaarden, ausreichende und lohnende Beschäftigung.

Piet Piepenstock, der durch seine Schnitzwerke viel Geld verdient hat, ist nach Amsterdam gezogen, wo er, Buiten-Gracht Nr. 5, einen Kunsthandel betreibt und trefflich prosperirt.

Bram lebt noch als Stallfaktotum des Barons. Er ist aber durch das anhaltende Sitzen auf der

Gabel des Kunst-Riettuyg's gewaltig steif geworden. Er betrinkt sich nicht selten und pflegt alsdann Wunderdinge von seinen Fahrten zu erzählen. Er und des Barons Excellenz hätten sich mit dem schmutzigen Bilderhandel gar nicht befaßt, betheuert er, sie hätten nur mit „Oranje“ gehandelt. Piet Piepenstock, der für das „Politische“ zu dumm gewesen wäre, hätte den Schacher betrieben. In solchem Zustand stimmt er das Nationallied: „Neerlandsch bloed!“ mit mehr Kraft, als Reinheit an und schreit dazwischen: „Oranje boven!“ daß die Wände zittern.

Von Herzen beklage ich, mein theurer Max, über Deine Schwestern Dir nur Betrübendes mittheilen zu können. Von Wilbring, der mit den Scharpenley's fortwährend in Verbindung geblieben ist, weiß ich, daß Deine Schwester Eva seit ihrer im Jahre 1803 erfolgten Niederkunft mit Zwillingsknaben sich nie wieder völlig erholt hat. Es mag der Kummer über das Zurückgehen ihrer pekuniären Verhältnisse wohl schwer auf ihr gelastet haben. Sie kränkelte fortwährend und ist im Jahre 1813, nach der Entbindung von einem Töchterchen, gestorben. Scharpenley hat seinen Hof in Soest und seine Liegenschaften daselbst für ein Spottgeld verkaufen müssen und ist nach Scharpenley gezogen, wo ihm Deine Schwester Fanny unter recht drückenden Verhältnissen die Wirthschaft führt. Wilbring kann die Klugheit, Opfer-

willigkeit und Thätigkeit dieses braven Mädchens nicht genug rühmen. Sie leitet Alles und arbeitet unermüdlich, während Scharpenley, untröstlich über den Verlust seiner herrlichen Frau und seines Vermögens, nur Klagen hat, und rathlos, wie thatlos bleibt. Die Zwillinge sind in Paderborn auf Schule und sollen ein Paar stramme Burschen sein, welche sich wunderbar ähnlich sehen. Fanny unterrichtet das Töchterchen. Das Leben auf der alten Burg schildert Kurt als über alle Beschreibung einsam und traurig.

Zum Schluß noch etwas Geschäftliches. Excellenz hatte zur Ausstattung Deiner seligen Gemahlin die Summe von vierhundert Pfund Sterling festgestellt. (Der alte Herr liebte es damals, in seinem Haß gegen das Franzosenthum und weil er die englische Bank für das einzig sichere Geldinstitut der Welt hielt, nach Pfunden zu rechnen.) Zweihundert Pfund hat er Dir behändigt, die zweite Rate wollte er durch Wechsel Dir nach Batavia zukommen lassen. Du hast sie nicht erhalten. Der Baron hat in Folge dessen diese Summe bei mir niedergelegt; sie steht, nebst den aufgelaufenen Zinsen, jederzeit zu Deiner Disposition.

Mein langer Bericht ist nun zu Ende. Ich hoffe bald eine Antwort von Dir zu erhalten, oder, was tausendmal besser wäre, Dich persönlich hier zu sehen.

Du hast ja sechszehn Dienstjahre hinter Dir, und damit die Berechtigung zu einem zweijährigen Urlaub nach Europa erworben. Du mußt im Rozenhaag wohnen und meinen Weinkeller kennen lernen. Er ist weit besser garnirt, als der von Excellenz Jan. Du mußt wissen, daß Dr. Grootenhuys nebst seiner Praxis auch die köstlichen Schätze seines Kellers mir hinterlassen hat. Ich halte es für Pflicht, dieselben, wenn auch nicht zu vermehren, so doch durch guten und genügenden Nachschub in ihrer Fülle und Reinheit zu erhalten.

Von allen Bekannten und Freunden, welche von Deiner Existenz wissen, die herzlichsten Grüße; die besten Wünsche für Dein Glück aber von Deinem alten, treuen Freunde

Paul van Puyts.

Meine geliebte Schwester Eva, die schöne, vielumworbene Eva v. Alst, die gefeierte Frau v. Scharpenley, hat so traurig enden müssen! Wie hat dieser Bericht alle meine Sehnsucht nach dem Vaterlande und meinen Lieben wach gerufen! Wie sehne ich mich, für meine Verwandten thätig einzutreten und mit der braven Fanny die harte Arbeit zu theilen, unter der auch sie vielleicht erliegt. Mir ist es, als bedürfe es nur der frischen Heimathsluft, um mich

wieder stark und strebsam zu machen; als sollte ich im Vaterlande, für das Glück meiner Angehörigen schaffend und arbeitend, Seelenruhe und Zufriedenheit wiederfinden, welche ich hier so plötzlich verlor.

Aber wie dürfte ich mich in mein Vaterland zurückwagen!

Noch hängt mein Bild am Galgen! Wird Preußen das harte Strafmandat, welches mein Landesherr gegen mich erließ, nicht aufrecht halten? Welche Rolle würde ich in der Heimath spielen? Wie würde ich, körperlich und geistig so elend und herabgekommen, gegen meine alten Freunde, welche sich die Gesundheit des Leibes und des Geistes bewahrt haben, gegen Paul, gegen Kurt und selbst gegen den greisen Onkel Jan abstechen! Und was würde ich schließlich zu leisten vermögen? Wird mein Schwager meine Hülfe annehmen? Wird mein kleines Vermögen die Lage der Familie Scharpenley wesentlich ändern? Werden meine Anstrengungen im Stande sein, den Verfall derselben abzuwenden, oder werde ich, mich entgegenstemmend, ihn nur für eine Spanne Zeit aufhalten können, um dann selbst mit in das Elend gerissen zu werden?

Was soll endlich aus meiner treuen Mazra werden? Ich werde außer Stande sein, das brave Geschöpf zu verlassen, das in den Zeiten schweren Kummers so treu zu mir stand, das mit größter

Aufopferung den mißlaunigen, finsteren Mann hegt und pflegt, der kaum ein freundliches Wort für sie hat. Welch' traurige Stellung würde das brave Geschöpf in Europa einnehmen!

Wie würde das Kind der Tropenwelt sich in dem kalten Deutschland unglücklich fühlen, wo die Erde sich in ein schneeiges Leichentuch hüllt und die Wasser zu Eis erstarren, wo Niemand ihre Sprache versteht, und Alles verwundert das braune Geschöpf anstarren würde.

Ich habe eine herzliche und aufrichtige Antwort meinem Freunde Paul zukommen lassen und darin ausgesprochen, daß ich nicht mehr in den Kreis heiterer und lebensfroher Menschen passe, von meiner Urlaubsberechtigung keinen Gebrauch machen und vielleicht niemals nach Europa zurückkommen werde. Ferner habe ich meinen Freund ersucht, die zweihundert Pfund nebst Zinsen, welche er von mir in Händen hat, zu Gunsten der Familie Scharpenley in angemessener Art zu verwenden, und ihn gebeten, mich über deren fernere Schicksale in Kenntniß zu erhalten.

Sarabaya, Mai 1817.

Meine brave Mazra hat eine seltsame Ueberraschung erlebt. Sie erhielt einen Brief von ihrem Vater, Mandor Sing, der im Javanen-Kampong

zu Batavia das Tischlerhandwerk betreibt. Ein Schreiben des preußischen Konsuls lag bei. In letzterem wird Mazra aufgefordert, vor dem Konsulamte zu erscheinen, um daselbst, nach gehöriger Legitimation, die Summe von 500 preußischen Thalern, nahezu 900 holländischen Gulden, in Empfang zu nehmen, welche ihr von dem Ober-Konsistorialrath Netzert zu Berlin, als Dank für die treue Pflege seines Sohnes, Kaspar Rodewald, testamentarisch bestimmt worden seien.

Ich schickte die treffliche Person, welche sich schon lange gesehnt hatte, ihre Angehörigen wieder einmal zu sehen, mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach Batavia, und bewilligte ihr einen achtwöchentlichen Urlaub. Das uneigennützige Weib hat einen Theil des Geldes dazu verwendet, um auf Kaspars Grab ein Steindenkmal setzen zu lassen. Den Rest hat sie den Eltern geliehen, welche ihr Geschäft damit erweitern wollen.

Mazra hat die Zeit über viel mit Sara verkehrt und durch diese auch leicht Zutritt in das Haus des Herrn v. Creubec gefunden. Sie beschreibt mir meine Tochter als eine junge Dame von größter Schönheit, jedoch von gewaltigem Hochmuth. Alle Dienstleute des Hauses haben sich bitter über die launenhafte und nichtachtende Behandlung beklagt, die sie von Seiten des Fräuleins zu erdulden haben.

Sie hat selbst für Sara, ihre Wärterin von Kindesbeinen an, fast niemals ein freundliches Wort gehabt und die gute Schwarze oft völlig unbeachtet gelassen. Als sich einmal die Gelegenheit geboten, hat Frau v. Creubec die Mazra ihrer Pflegetochter vorgestellt. Mazra hatte es angemessen befunden, der jungen Dame Grüße von mir zu überbringen, mit denen ich sie nicht beauftragt hatte. Nicht ein Wort der Entgegnung, nicht eine Frage nach des Vaters Befinden, war über Leokadien's Lippen gekommen. Wohl aber hatte sie die javanische Haushälterin mit verächtlichen Blicken von oben bis unten gemessen und ihr sodann den Rücken zugekehrt.

Frau v. Creubec dagegen war gegen die beiden farbigen Frauen äußerst freundlich und herablassend gewesen. Sie hatten sich setzen müssen und waren, wie große Damen, mit Sorbet und Kuchen bewirthet worden. Frau Flora hatte sich mit dem größten Interesse nach mir und nach Allem erkundigt, was meine Lebensweise und Gesundheit anbetrifft. Von der Erbschaft, welche Mazra gemacht, hatte sie schon gehört, und war sehr erfreut über den frommen Gebrauch, den das Mädchen von ihrem Gelde gemacht hatte. Frau v. Creubec hat es nicht unterlassen können, die Javanin zur Annahme des Christenthums zu ermahnen und ihr namentlich die Bekehrung zum katholischen Glaubensbekenntniß empfohlen. Sie führte

ihr Sara als ein Beispiel des beglückenden Einflusses der Religion an und schenkte der Negerin für eines ihrer Kinder, bei welchem sie Pathe gestanden hatte, eine schöne Goldmünze an einem rosenrothen Bande. Auch Mazra ist nicht unbeschenkt entlassen worden. Sie hat ein Paar goldener Ohrringe, deren mächtige Reife rundum mit großen Türkisen besetzt sind, und welche Frau Flora lange Zeit hindurch selbst getragen hat, zum Andenken erhalten. Die Herablassung der vornehmen Dame war so weit gegangen (und dieses hatte Mazra besonders beglückt), daß sie ihr die Ohrringe eigenhändig eingehängt und ihr dann den Spiegel vorgehalten hatte, damit sie habe sehen können, wie trefflich die schönen, himmelblauen Steine zu ihrem lichtbraunen Teint ständen.

Diese Ohrringe und viele Grüße von Frau v. Creubec, vom Abdallah'schen Ehepaar und von ihren Eltern sind das einzige, was das brave Geschöpf von ihrer Erbschaftsreise mitgebracht hat.

Von Piet Piepenstock, dem ich eine große Kiste mit Schnitzereien zur Verwerthung nach Amsterdam schickte, habe ich Antwort erhalten. Er bewilligt sehr gute Preise. Ich freue mich jetzt recht herzlich, daß ich in den letzten Jahren von den Sachen nur wenig nach Batavia verkauft habe und sich dadurch ein hübscher Vorrath angesammelt hat, der einmal den Scharpenley's zu Gute kommen wird.

Siebentes Kapitel.

Vetter Achill kreuzt auf's Neue unseres Helden Laufbahn und wird sein Schwiegersohn. — Max sagt sich von seiner Tochter los, verläßt den Dienst und kehrt in sein Vaterland zurück.

Sarabaya im Dezember 1817.

Als ich im Juni dieses Jahres im „Batavischen Courier" die Ernennung des Grafen Achill van Leuwaarden „zum Mitglied des Rathes von Indien" las, war ich wenig darüber erfreut, daß dieser politisch gefährliche Mensch wiederum Verwendung im Staatsdienst und obendrein, wie es Piet Piepenstock berichtet, hier auf Java gefunden hat. Als dasselbe Blatt Ende Juli Achill's Ankunft in Batavia meldete, da dachte ich: „Weit vom Ziel ist gut für den Schuß," und freute mich der hundert Meilen, die zwischen uns liegen und die nicht vermuthen ließen, daß unsere Lebenswege sich abermals schneiden würden. Und doch ist es wiederum geschehen. Ich erhielt vor einigen Wochen den nachstehenden Brief aus Batavia, der mich wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel

traf, und mich aus der Gemüthsruhe, welche allmählich sich heilbringend auf mich herabgesenkt hatte, aufschreckte.

Frau v. Creubec an den Kapitän Max Natz.

Batavia, 3. November 1817.

Mein verehrter Freund!

Ich zittere vor freudiger Aufregung, indem ich Ihnen die Verlobung unser Tochter mit dem Grafen Achill Goy, Baron van Leuwaarden, Mitglied des Rathes von Indien und Kommandeur der Ehrenlegion, melde. Ihr künftiger Schwiegersohn, mein Herr Kapitän, ist nicht nur durch seine Geburt ein vornehmer Herr und durch seine Verdienste ein hoher Beamter, sondern er wird, nach dem Tode seines sehr bejahrten Vaters, ein sehr reicher Mann, dem die Herrschaften Diepenbroick und Dusterloo, an der deutsch-holländischen Grenze und ein bedeutendes Vermögen zufallen. Durch die Politik ist er mit seinem Vater, einem hartnäckigen Oranienmanne, entzweit, und hat erst in neuester Zeit mit König Wilhelm seinen Frieden gemacht. Graf Achill ist ein warmer Anhänger des großen Kaisers, dessen Kammerherr er war; er hat am Hofe der schönen Königin Hortensia eine Rolle gespielt. Sie sollten ihn hören, wie interessant er von den großen Begebenheiten der Neuzeit, zu denen er so Manches beigetragen

haben mag, zu erzählen weiß. Sein jetziger Posten im Rath von Indien ist lediglich eine Uebergangsstellung, die dem Grafen Gelegenheit bieten soll, sich über die hiesigen Verhältnisse zu orientieren; das hohe Amt eines Residenten wird ihm sodann zu Theil werden.

Graf Achill ist durch und durch Grand-Seigneur und wird von Allen angestaunt. Die Würde seines Auftretens, die Feinheit seines Benehmens, seine Liebenswürdigkeit den Damen gegenüber und seine Leutseligkeit fallen hier um so mehr auf, je seltener man sie findet und je weniger man hier an den Ton der großen Welt gewöhnt ist. Der Geschmack des Grafen ist bewunderungswürdig; man sieht aus Allem den alten Edelmann und die französische Schule. Seine Wohnung ist ein Wunder von Eleganz und Comfort; seine Equipagen sind der Neid der Kenner; seine prachtvollen Livréen, Cerise mit Paille und Silber, sind Muster des guten Geschmackes. Alles ahmt ihm nach.

Wiewohl der Graf nicht mehr in der ersten Jugendblüthe steht, so vergißt man über der Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung, über der Frische seines Geistes, über der Heiterkeit seiner Scherze und der Anmuth seines Wesens durchaus seine Jahre. Unserer Leokadie gegenüber ist er von der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit und der zartesten Rücksichtnahme. Wiewohl

der Graf mehr zart als kräftig erscheint, so erfreut er sich doch einer guten Gesundheit und soll eine große Arbeitskraft besitzen.

Leokadie ist sehr glücklich! Das geliebte Kind, prangend in vollendeter Schönheit, welche sie durch die geschmackvollsten Toiletten kaum noch zu heben vermag, glänzend durch ihre Talente, überreich an Kenntnissen und sprudelnd von Geist und Witz, erhält durch diese Heirath die hohe Lebensstellung, welcher sie so würdig ist. Sie wird durch ihren feinen Geschmack, durch die Eleganz des Benehmens und den Zauber ihrer Rede die Königin jedes Cirkels sein, den sie durch ihre Gegenwart beehrt, und durch die Würde ihres Auftretens das Haus ihres Gatten angemessen zu repräsentiren wissen.

Alphons ist über diese Verbindung nicht weniger erfreut als ich, und kann nicht genug den feinen, unternehmenden Geist des Grafen loben, mit dem er in jeder Art trefflich harmonirt. Er ist gewiß, durch dessen Einfluß wieder die Bedeutung zu erringen, welche man ihm hier einräumte, bevor der Umschwung der Dinge so nachtheilig auf seine Stellung influirte und ihm das Konsulat der Vereinigten Staaten entzog.

Das Brautpaar empfiehlt sich; der Graf giebt sich die Ehre, die einliegende Verlobungs-Anzeige zu überreichen.

Sie, mein alter Freund, kennen die Gefühle der Freundschaft und Verehrung, welche stets für Sie im Herzen tragen wird

Ihre ergebene Flora.

Nachschrift. Es wird Ihnen ebenso angenehm sein, zu vernehmen, wie es auch mir zur großen Freude und Beruhigung dient, daß Graf Achill unserer heiligen Kirche angehört, wiewohl ich befürchte, daß er von der Religion nicht mehr Gebrauch macht, wie die meisten andern Männer.

Die Obige.

Die Karte zeigte den vollen Namen und die Würden Achill's. Meine Tochter nannte sich darauf Leokadie Creubec de Ronceroy. Von ihrer Hand lag keine Zeile bei. Danach ist es allerdings gerechtfertigt, wenn der künftige Schwiegersohn vom obskuren Vater nur durch Uebersendung einer Karte Notiz nimmt und wahrscheinlich glaubt, demselben schon dadurch ein Uebermaß von Ehre und Aufmerksamkeit zu bezeigen.

Mir ist diese Verlobung ein Greuel. Es dünkt mir frevelhaft, daß die Tochter als Gattin in den Armen eines Mannes ruhen soll, den die Mutter verachtete und mit Widerwillen von sich stieß. Wiewohl ich Leokadie nicht liebe und der Gedanke an sie mich stets mit Mißmuth und Gereiztheit erfüllt, so

vermag ich es doch nicht über mich zu gewinnen, sie ungewarnt zu lassen. Eben so gut würde ich einen Blinden, welcher einem Abgrund zueilt, auf dem Weg zum Tode ungewarnt vorwärts schreiten lassen.

An wen aber soll ich mich wenden?

An Creubec, den Fälscher und Dieb? Wird er, der keine Schandthat scheut, die ihm Macht und Geld bringt, wird er einen Menschen von sich stoßen, an dem er einen einflußreichen Bundesgenossen zu gewinnen hofft, weil derselbe ein schlechter Kerl ist, nicht einmal so schlecht, wie er selbst?

Soll ich mich an Flora wenden, an Flora, welche in ihrer Art fromm, aber weit davon entfernt ist, moralisch zu sein? Wird diese Dame auf meine Versicherung hin, daß Achill ein Mensch von bösem Charakter, von schlechtem Herzen, unrein und unsittlich ist, auf das Zurückgehen einer Verlobung dringen, welche ihrer Eitelkeit in so hohem Grade schmeichelt? Nun soll Leokadie, ihre angebetete Leokadie, keine wirkliche Edeldame, keine Gräfin werden, welche berechtigt ist, ein Wappen mit der neunperligen Krone zu führen, die das Recht hat, am Hofe zu erscheinen; sie soll darauf verzichten, einst Herrin von Majoratsgütern zu sein und den kostbaren Diamantenschmuck des Hauses Goy van Leuwaarden zu tragen; sie soll nicht die Gemahlin des hohen Beamten sein, vor dem die reichsten Handelsherren,

die General-Konsuln der Großmächte sich in Demuth beugen? Und warum nicht? Weil der Graf und künftige Gemahl eine unmoralische Person ist! Wird Frau Flora nicht nach ihrer Lebenserfahrung sagen: „Als wenn es unter den Männern überhaupt moralische Personen gäbe, mit Ausnahme der Wenigen, von denen der eine Theil aus Priestern, der andere aber aus Narren besteht."

Ich bin endlich zu dem Entschluß gekommen, mich direkt an meine Tochter zu wenden. Ich werde ihr sagen, daß einer meiner genauesten Freunde, von dessen Wahrhaftigkeit ich auf das Bestimmteste überzeugt bin, den Grafen in Europa lange Jahre hindurch gekannt und mir die Charakteristik des Mannes gegeben hat. Den ganzen Lebenslauf Achill's, bis in die neueste Zeit hin, werde ich ihr mittheilen, und nur sein Verhältniß zu ihrer Mutter unerwähnt lassen. Ich werde mein Kind beschwören, sich nicht mit einem Manne zu verbinden, welcher moralisch, körperlich und finanziell ruinirt ist.

Ich erhielt gleichzeitig eine Antwort von meiner Tochter, an der es charakteristisch ist, daß die Anrede fehlt — das Wort „Vater" hat ihr wohl nicht aus der Feder gewollt — und einen Brief von Herrn v. Creubec, welche ich nachstehend folgen lasse.

Leokadie v. Creubec an Max Natz.

Batavia, den 18. November 1817.

In Herrn v. Creubec und dessen Gemahlin erkenne und verehre ich meine Wohlthäter, welche von meiner frühesten Kindheit an meine Erziehung übernahmen, die später meine Ausbildung überwachten und jetzt meine Schritte leiten. Mit ihrer vollen Genehmigung und zu ihrer Freude bin ich jetzt die Braut des Grafen Achill van Leuwaarden.

Ich sehe in der Schilderung, welche Ihr Freund von dem Charakter und von den Lebensverhältnissen meines Bräutigams entwirft, nur das Resultat einer kleinlichen, engherzigen und verkehrten Auffassung, und eines vielleicht unbewußten Neides. Leute niederer Stände verfallen gar leicht in diesen Fehler bei Beurtheilung hochgestellter Personen, deren Lebensstellung und Intentionen sie nicht aufzufassen vermögen. Vollkommen von Ihrem guten Willen und von Ihren redlichen Gesinnungen überzeugt, glaube ich doch den reifern Anschauungen meiner Pflegeeltern in dieser Angelegenheit vertrauen und ihnen folgen zu müssen.

Ich verbleibe mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Leokadie de Creubec-Roncerоy.

Alphons v. Creubec an den Kapitän Max Natz.

Batavia, den 15. November 1817.

Mein Herr Kapitän!

Sie haben nach der notariellen Urkunde vom 2. April 1800 aller väterlichen Gewalt und Rechte an Ihre Tochter Leokadie sich begeben und solche in meine Hand gelegt. Es muß mich deshalb befremden, wenn Sie, mein Herr, sich eine direkte Einwirkung auf diese Dame in einer Angelegenheit erlauben, von der Ihnen bekannt ist, daß sie in vollkommener Uebereinstimmung mit unsern Wünschen sich gestaltet hat. Glaubten Sie, mein Herr Kapitän, gegen diese Heirath Vorstellungen machen zu müssen, so durften diese nur an mich, oder an Frau v. Creubec, niemals aber hinter unserm Rücken an Fräulein Leokadie gerichtet werden.

Was Sie angeben, durch einen zuverlässigen Freund über den Grafen Achill van Leuwaarden gehört zu haben, über diesen Mann, der in allgemeiner, höchster Achtung steht, und dem so nahe zu treten ich mir zur besondern Ehre schätze, das Alles klingt, als sei es die Aussage eines fortgejagten Bedienten, der sich verleumderisch an seinem Herrn rächen will. Ist es wohl wahrscheinlich, frage ich Sie, mein Herr Kapitän, daß ein Mann des Charakters, wie ihn Ihr zuverlässiger Ehrenmann schildert, es zum Grafen, Präfekten, Kammerherrn und

Kommandeur der Ehrenlegion bringt unter einer so straffen Regierung, wie die des großen Kaisers war, und daß ein solcher Mann sogar von einer ihm feindlichen Regierung, zu hohen Posten berufen und zu noch höheren in Aussicht genommen wird?

Eine fernere derartige Einmischung in das Geschick Leokadien's Ihrerseits würde mich, zu meinem Bedauern, nöthigen, den Grafen davon, als von einer böswilligen Verleumdung, in Kenntniß zu setzen.

Im Uebrigen zweifle ich keineswegs, daß Ihrem Schritte die beste Absicht zu Grunde lag, und glaube mit Frau v. Creubec, daß Ihre krankhafte Verstimmung lediglich die Schuld trägt, wenn Sie nicht mit uns die Verlobung Leokadien's als eine besondere Glückschance begrüßen, deren das reizende Kind allerdings im höchsten Grade würdig ist.

Flora bewahrt Ihnen, mein Herr Kapitän, noch immer die alte, zärtliche Freundschaft, und beklagt lebhaft, diesmal nicht, wie es sonst stets der Fall war, auf Ihrer Seite stehen zu können.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung der vollkommensten Hochachtung, womit die Ehre hat sich zu zeichnen, des Herrn Kapitäns ergebenster Diener

Alphons de Creubec-Ronceroy.

Wie sich der spitzbübische Schurke spreizt und ziert! Wie er sich bemüht, den Ton eines feinen Weltmannes anzunehmen! Ich habe niemals an seinen Adel geglaubt, auch wenn es nur ein Robenadel sein soll. „Il a sauté du derrière de la voiture en dedans, en evitant la roue.“ (Er ist vom Bedientensitz in die Kutsche gesprungen und hat dabei dem Gerädertwerden zu entgehen gewußt.) Der Grund seiner Höflichkeit liegt in dem Dokument, welches ich in Händen habe, das ihn und seinen Handelskumpan, den Chinesen Ri-ka-sin, vor Gericht bringen kann. Mit welcher Grobheit würde der gemeine Bursche, wenn ich ihm nicht dieses Zähmungsmittel entgegenstrecken könnte, über mich herfallen! Ich habe schon daran gedacht, ob ich nicht unter Androhung, von diesem Schriftstück unliebsamen Gebrauch zu machen, ihn zur Aufhebung der Verlobung zwingen soll. Ich fürchte indeß, daß lediglich eine Beeilung der Trauung die Folge sein würde.

Ich habe einige Tage vorüber gehen lassen, um nicht im aufwallenden Zorn meiner Tochter zu antworten. Dann aber habe ich ihr klar und deutlich mitgetheilt, daß ich die Gräfin Goy nicht mehr als meine Tochter betrachten werde. Die Gattin des Achill Goy solle es nimmer wagen, mir unter die Augen zu treten, in welche Lebenslage sie auch gerathen möge. Sie habe jeden An-

spruch auf Liebe, Mitleid und Hülfe für immer verwirkt.

Die Antwort auf meinen Brief blieb nicht aus, sie lautet, wie folgt:

Leokadie v. Creubec an ihren Vater Max Natz.

Batavia, 2. Dezember 1817.

Leokadie de Creubec-Ronceroy giebt sich die Ehre, dem Herrn Kapitän Max Natz zu melden, daß sie am kommenden Sonntag, den 7. Dezember, mit Herrn Achill, Grafen Goy, Baron van Leuwaarden, Mitglied des Rathes von Indien, Kommandeur der Ehrenlegion ꝛc., getraut werden wird.

Dieselbe erklärt sich mit den vom Herrn Kapitän in seinem Briefe vom 21. v. Mts. angegebenen Maßnehmungen durchaus einverstanden, zumal dieselben keine faktischen Veränderungen herbeiführen.

So habe ich also keine Tochter mehr! Habe ich aber auch wohl verdient eine solche zu besitzen? Wie bin ich mit diesem Geschenke des Himmels, mit dem Nachlaß meines geliebten Weibes, verfahren! Habe ich es nicht in dem Momente, als ich es den Händen des schurkischen Creubec und der unbesonnenen, schwachen Flora übergab, von mir gestoßen und dem Verderben geweiht? Was durfte ich von der Erziehung durch diese Menschen erwarten? Hätte ich

sie nicht gekannt, so würde ich zu entschuldigen sein, so aber ernte ich die herbe Frucht, die ich gesät habe.

Sarabaya, Januar 1819.

Der Gram, in welchen ich durch die Verbindung meiner Tochter mit dem elenden Achill und durch die volle Erkenntniß meines großen Unrechts, das ich an ihr begangen habe, verfallen bin, hat recht nachtheiligen Einfluß auf meine Gesundheit gehabt. Meine alten Leiden sind wiederum heftiger hervorgetreten und bedrohen meine Arbeitskraft und Geschäftsbrauchbarkeit, so daß ich befürchte, um meine Entlassung einkommen zu müssen, bevor ich mein zwanzigstes Dienstjahr zurückgelegt habe. Damit würde ich den Anspruch auf Pensionirung mit vollem Gehalte verlieren und einen großen Theil der Früchte einbüßen, die ich nach langer und harter Arbeit mir gesichert glaubte. Nachstehender Brief meines Freundes Paul hat mich auf's Neue in tiefe Betrübniß versetzt. Ich habe den Ohm Jan von Jugend auf wie meinen Vater geliebt und er hat seine Zuneigung zu mir durch seine Wohlthaten viel hundertmal bethätigt.

Dr. Paul van Puyts an den Kapitän Max Natz.

Rozenhaag, 6. September 1818.

Mein theurer Max!

Ich muß Dir die Trauerbotschaft abstatten, daß Dein Ohm Jan am 2. d. Mts., Abends 10 Uhr,

auf dem Hause Diepenbroick nach kurzem Krankenlager sanft und ruhig verstorben ist.

Gestern Abend um 11 Uhr hat die feierliche Beisetzung der Leiche im Erbbegräbniß zu Kloster Himmelport stattgefunden. Der Leichenzug ging auf dem Prozessionswege bei Fackellicht über das Veen. Es war eine stille, finstere Nacht, und das Geläute aller Glocken der Stadt Enschede schallte über die öde Fläche dem der Klosterglocken entgegen. Wie eine in Purpurglut strahlende, funkensprühende Riesenschlange ringelte sich der endlose Fackelzug über das Moor. Als der Sarg, von den Mannen aus Diepenbroick und Düsterloo getragen, schon den Kalvarienberg von Himmelsport erreicht hatte, war das Ende des Zuges noch am Rozenhaag, denn nicht nur die Hintersassen des Barons, sondern die ganze Bürgerschaft der Stadt Enschede gab dem hochverehrten Herrn das letzte Geleit.

Agnes, als Oberin von Himmelsport, nahm, dem feierlichen Zuge der Nonnen voranschreitend, die Leiche des Vaters thränenden Auges an der Thür der Klosterkirche in Empfang. Der helle Schein von hundert Kerzen, der Duft des Weihrauchs, der feierliche Klang der Orgel und die ernsten Töne der Sterbegesänge quollen von dort dem Zuge der Leidtragenden entgegen.

Onkel Jan ist bis zum Ende seinen Grundsätzen

treu geblieben. Er war hochbeglückt, daß in Preußen die Fideikommisse wieder hergestellt wurden. Seine ganze Bildergalerie, welche ein höchst ansehnliches Kapital repräsentirt, hat er durch testamentarische Verfügung zum Fideikommiß geschlagen und den Verkauf der Bilder nur dann gestattet, wenn der nächste Agnat und der Fideikommiß-Kurator dazu ihre Einwilligung geben und der Erlös wieder dem Fideikommiß einverleibt wird. Sein Testament ist derartig abgefaßt, daß Achill außer Stande sein wird, das Familienvermögen auch nur um eines Stübers Werth zu vermindern. Nicht ohne große Mühe hat er es durchgesetzt, daß mir die Stelle des Fideikommiß-Kurators zu Theil geworden ist.

Wie Du Dir denken kannst, ist zwischen dem alten Herrn und Achill von keiner Versöhnung die Rede gewesen. In Folge dessen hat der Sohn es auch nicht für angemessen erachtet, dem Vater seine Verheirathung direkt mitzutheilen. Der Dr. Shmietweg zu Amsterdam, der Advokat Achill's, hat mir, als dem General-Bevollmächtigten Sr. Excellenz, die Vermählung des Grafen mit Fräulein v. Creubec-Roncerоy zu Batavia, notificirt, ohne über den Stand des Vaters und den Namen der Mutter der jungen Gräfin irgend welche Mittheilung zu machen, so daß es gar nicht abzusehen ist, ob die Kinder aus dieser Ehe nach Maßgabe der Fideikommiß-Urkunde succes-

sionsfähig sein werden. Ist dieses nicht der Fall, so würdest Du nunmehr der nächste Anwärter sein und auf Dich würden die Brüder Scharpenley folgen.

Bei der milden Praxis, welche in Preußen in Bezug auf Ebenbürtigkeit herrscht, ist allerdings kaum anzunehmen, daß das Herkommen der Gemahlin des Grafen Achill den Bestimmungen nicht genügen sollte. Nach jener preußischen Praxis wird jedes Mitglied des höheren Bürgerstandes dem niedern Adel als ebenbürtig erachtet, und die Ehe mit solchen als eine „standesgemäße" angesehen. Dabei ist der Begriff „höherer Bürgerstand" ein sehr tief herabgreifender. Es liegen richterliche Entscheidungen vor, nach denen jeder Unteroffizier und jeder Chorist und Statist der Königlichen Theater dem höheren Bürgerstande angehört. Nur dann, wenn in dem Fideikommiß-Statut die Ausdrücke „ritterbürtig," oder „stiftsfähig" gebraucht sind, was in dem des Hauses der Freiherrn Goy van Leuwaarden nicht der Fall ist, nur dann wird der Nachweis von Adel und Ahnen verlangt.

Der Baron beauftragte mich, beim Notar Shmietweg Erkundigungen über die Familien-Verhältnisse der jungen Gräfin einzuziehen. Es ist indeß darauf keine Antwort erfolgt. Anfragen über die Familie v. Creubec bei den Behörden in Batavia ergaben, daß ein Herr dieses Namens mit seiner Gattin, beide

aus Frankreich stammend, 1800 in Batavia eingewandert sind und sich dort angekauft haben; daß Herr v. Creubec eine Zeit lang Konsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewesen sei, und daß vor nicht langer Zeit dessen einzige Tochter Leokadie mit dem Grafen Achill van Leuwaarden, Mitglied des Rathes von Indien, sich vermählt habe.

Excellenz hat sich darauf durch den holländischen Gesandten in Paris, mit welchem er befreundet war, an das französische Heroldsamt gewendet und um Auskunft über die Familie Creubec de Roncerоy gebeten. Die Antwort lautete dahin, daß es eine Adelsfamilie dieses Namens in Frankreich nicht gäbe. Es läge indeß ein Dorf Roncerоy bei Lyon. Bei den vielen Eigenmächtigkeiten in Aneignung von Namen und Adelsprädikaten während der Kaiserzeit, möge, wie es in ähnlicher Art häufig vorgekommen, vielleicht ein Mann mit Namen Creubec, welcher in Roncerоy Eigenthümer gewesen, oder auch nur dort geboren sei, Gefallen daran gefunden haben, seinen Familiennamen mit diesem Ortsnamen zu vermehren und durch Beigabe des aristokratischen „de" zu verbessern.

Solltest Du, lieber Max, von der Familie Creubec etwas wissen, so theile es mir mit, da ich mich als Fideikommiß-Kurator für die Abstammung der jungen Gräfin interessire. Nach dem hartnäckigen

Schweigen meines Amsterdamer Kollegen und der Kundgebung des französischen Heroldsamtes wird es mit dem Adel und den Ahnen dieser Dame wohl eine eigenthümliche Bewandtniß haben.

In Folge Deines Auftrags, die Gelder, welche ich von Dir in Händen habe, zu Nutzen der Scharpenley's zu verwenden, habe ich mich an meinen Schwager Kurt Wilbring adressirt, der dann und wann die Familie besucht. Der brave Kerl war ganz gerührt, als er mir von der Rauhheit jener Gebirgsgegend, von der Unwohnlichkeit der alten Burg und von der Verlassenheit und Dürftigkeit der Familie erzählte. Dein Schwager ist körperlich und geistig krank; er hat alle Energie verloren, ist zum Betrieb der Geschäfte völlig unfähig und überläßt, während er träumerisch dahin lebt, es Deiner braven Schwester Fanny, hauszuhalten und zu sorgen. Wiewohl seine Wirthschaftspapiere eben so wirr sind, wie sein Kopf, und von einer ordnungsmäßigen Geschäftsführung seinerseits nicht die Rede ist, so vermag er es doch nicht über sich zu gewinnen, Deiner Schwester Einsicht in die Bücher, Rechnungen und Kontrakte zu gewähren und ihr die nöthigen Aufschlüsse über den Stand seiner Geldangelegenheiten zu geben. So sind denn schon oftmals Momente der vollständigsten Mittellosigkeit und der peinlichsten Verlegenheiten eingetreten. Um diesen entgegen

treten zu können, um einen Dispositionsfond zu haben, aus dem Fanny in solchen Augenblicken der höchsten Noth zu schöpfen vermag, meinen Kurt und Fanny, sei es zweckmäßig, wenn das Kapital in meinen Händen bliebe, da nicht zu vermuthen sei, daß Scharpenley, wenn ihm dasselbe ausgezahlt werde, davon einen richtigen Gebrauch machen werde. Mir erscheint dieser Vorschlag der Lage der Dinge entsprechend, und ich hoffe, daß auch Du derselben Ansicht sein wirst.

Kurt und Fanny glauben, daß die Gelder ein Vermächtniß des Onkels Jan sind. Da ich von Deiner Existenz nicht reden darf, habe ich sie in diesem Irrthum gelassen.

Mit uns Andern geht es gut. Ich hoffe, daß auch Du wieder Lebenskraft und Lebensfrische gewinnen wirst. Deine zwanzigjährige Dienstzeit wird bald abgelaufen sein und dann kehrt mein Max heim und lebt bei seinem alten Freunde

Paul van Puyts.

Frau v. Creubec an den Kapitän Max Natz.

Batavia, den 3. Januar 1820.

Mein theurer Freund!

Voller Dank gegen Gott und alle seine lieben Heiligen, welche unser geliebtes Kind in den Stunden

der Schmerzen und der Gefahr in ihren mächtigen Schutz genommen, zeige ich Ihnen die glückliche Entbindung unserer herrlichen Leokadie von einem kräftigen Knaben an. Ihr Enkel hat unter den Namen Jan Alphons Achill das Sakrament der heiligen Taufe empfangen. Der Vater strahlt vor Glück, da nunmehr das altberühmte Haus der Goy's van Leuwaarden doch nicht mehr des Erben ermangelt.

Wir haben die letzte Zeit nicht eben angenehm verlebt. Die Umstände der Gräfin behinderten die Geselligkeit, an welche wir so sehr gewöhnt sind. Es scheinen außerdem Ereignisse eingetreten zu sein, welche deprimirend auf den Grafen und Alphons wirkten. Ich bin in die Verhältnisse nicht eingeweiht und weiß deshalb nicht zu beurtheilen, ob pekuniäre oder politische Mißerfolge die Verstimmung hervorgerufen haben. Soviel habe ich indeß erfahren, daß der Graf unzufrieden über die Verzögerung seines Avancements ist, indem er mit Bestimmtheit darauf gerechnet hat, schon viel früher die eben so selbständige, wie einträgliche Stellung eines Residenten zu erhalten. Jetzt scheint endlich diese Erwartung in Erfüllung zu gehen. Die Stelle in Ihrem Wohnort, mein lieber, alter Freund, ist, wie Sie wissen, bereits erledigt, und die Residentschaft von Passaruang, welche an die von Sarabaya grenzt, wird binnen kürzester Frist gleichfalls erledigt werden. Dem Grafen

ist bestimmt zugesagt, daß ihm eine derselben verliehen werden soll. Vielleicht ist es eine gnädige Fügung Gottes, daß wir nach Sarabaya kommen. Ich träume von dem Glück der Versöhnung zwischen meinem geliebten Kinde und meinem theuern Freunde, um welche ich den Himmel täglich anflehe. Der holde Knabe wird der Versöhnungsengel und wir eine einige, glückliche Familie werden.

Welch' andere Ansicht werden Sie im engeren Zusammenleben über Ihre Tochter gewinnen! Sie werden, wie alle Welt, zur Bewunderung ihrer Schönheit, ihrer Talente und ihrer Kenntnisse hingerissen werden; Sie werden stolz sein, Ihr Kind, wie eine Königin, vor der sich Alles in tiefer Verehrung beugt, durch die Salons schreiten zu sehen und zu beobachten, wie ihr Geist Alles belebt, entzündet und beherrscht.

Nun, mein armer Freund, habe ich für Sie noch eine recht betrübende Nachricht. Sie betrifft Ihre Haushälterin Mazra, welcher Sie gestattet haben, zur Pflege ihres erkrankten Vaters, hierher zu reisen. Unsere brave Sara hat mich von den traurigen Ereignissen in Kenntniß gesetzt, welche ich Ihnen nicht verbergen darf.

Wenige Tage nach Mazra's Ankunft ist der alte Vater an einer ansteckenden Krankheit gestorben. Das arme Kind hat ihn nicht einmal zur letzten Ruhestätte begleiten können. Sie lag schon, von demselben

Leiden erfaßt, auf dem Sterbebett. Ihre Krankheit hat mit einer Ohnmacht begonnen. Sie ist daraus mit den heftigsten Fieberphantasien erwacht und nicht wieder zur Besinnung gekommen. Mazra's Mutter hat Sara von der Erkrankung in Kenntniß gesetzt. Diese ist sofort mit einem Arzte herbeigeeilt. Es ist jedoch alle Hülfe vergebens gewesen. Gestern Morgen ist Mazra nach fünftägigem Leiden gestorben.

Sara brachte mir gestern Nachmittag die Trauerbotschaft. Die gutherzige Schwarze war ganz verheult und konnte sich namentlich darüber nicht zufrieden geben, daß Mazra als Ungläubige gestorben ist. Auch ich beklage dieses Versäumniß, hoffe aber auf die Gnade des Allerbarmers und auf die Macht der heiligen Kirche. Wir werden für das Heil der armen Seele in „St. Maria zum Hospital" Messen lesen lassen und sie in unsere tägliche Andacht einschließen.

In der bestimmten Hoffnung, daß diese beiden Ereignisse erweichend an Ihr Herz klopfen und Sie, eingedenk des Spruches: „Vergebet, auf daß Euch vergeben werde!" zum Vergeben und Vergessen des Unrechtes, das Sie betroffen, geneigt machen, verbleibe ich in steter, wahrer Freundschaft Ihre ergebene

Flora.

Sarabaya, den 10. Januar 1820.

Vorstehenden Brief habe ich gestern Morgen erhalten. Schon am Abend habe ich mich hingesetzt, um meine Pensionirung zu beantragen. Zur Einführung eines Stellvertreters in meine Geschäfte und Uebergabe derselben werden etwa drei Monate erforderlich werden und damit ist meine zwanzigjährige Dienstzeit abgelaufen. Ich werde dann von hier abreisen können, um in Amsterdam meine Pensionsberechtigung feststellen zu lassen.

Mich hält nichts in Java, seit meine treue Mazra gestorben ist, wohl aber verjagt mich der Gedanke, vielleicht binnen kurzem mit Menschen, die ich hasse und verachte, dieselbe Luft athmen zu müssen. Ich sehe im Geiste den perfiden Achill als allmächtigen Residenten in seiner glänzenden Equipage dahinrollen, meine Tochter, die hochmüthige Gräfin, an seiner Seite. Der große Mann erwiedert mit vornehmer Nachläßigkeit des pauvren Kapitäns pflichtschuldigen Gruß, während die stolze Dame das schöne Gesicht abwendet, um dem Vater, dem gelben Gespenst, nicht in die Augen zu blicken. Ich sehe ferner, wie Herr v. Creubec, als Schwiegervater und Freund des hochvermögenden Grafen, sich spreizend, die Gattin am Arm, auf der Straße mir gnädig zunickt, aber seine Schritte beeilt, damit die Gemahlin nicht Zeit hat, sich durch Vertraulichkeit mit dem Kapitän bloszustellen.

Fort von hier, fort in die westfälischen Berge, in die sauerländische Waldeinsamkeit, wo meine Schwester mich freudig Willkommen heißen wird, während ich hier der eigenen Tochter ein Stein des Anstoßes sein werde.

Am Bord der „Bloem van Zeeland," Indischer Ocean, 5. Mai 1820.

Java, wo ich zwanzig Jahre gelebt und gelitten habe, liegt hinter mir. Der Abschied von meinen Beamten zu Sarabaya, welche mir viele Ehren bezeigten, und den Bekannten daselbst, ist mir schwerer geworden, als ich geglaubt habe. Dagegen bot mein Scheiden von Batavia wenig Erquickliches. Lediglich die Anerkennung, welche ich beim General-Kommissariat fand, war eine ungetrübte Freude. Man sagte mir, daß meine umsichtige und pünktliche Verwaltung bei den Truppen nicht weniger gepriesen worden sei, als die des Majors Lund, daß der Staat bei der meinigen aber wesentlich gewonnen habe. Man habe mich nicht zur Charaktererhöhung vorschlagen können, da meine Dienstzeit als Kapitän zu kurz gewesen sei, wohl aber habe man für mich den Orden erbeten, der mich in Amsterdam erwarte.

Frau v. Creubec stand im Begriff, mit Leokadie nach Passaruang überzusiedeln, wo Achill die Residentschaft bereits angetreten hatte und wohin auch Herr v. Creubec schon abgereist war. Ich habe die Wohnung der Frau Gräfin nicht betreten und auch

meinen Enkel nicht gesehen. Mit Frau Flora bin ich bei Sara zusammengekommen. Beide Frauen sind sehr stark und sehr fromm geworden. Sara zeigte mir mit großem Stolz ihre drei dicken Wollköpfe, welche mir ihre Gebete aufsagen mußten. Abdallah, wie ich zu Sara's Verdruß ihren riesigen Mann nannte, ist auch an Umfang merklich gewachsen, es schien mir aber, als ob er in der Frömmigkeit mit den Frauen nicht Schritt gehalten habe. Dagegen hat er in seinen Geschäften trefflich prosperirt. Die Familie wohnt im eignen Hause, das etwas negerhaft buntscheckig, sonst aber gut eingerichtet ist.

Frau Flora und Sara, eifrig bemüht, mich zu einem Sühneversuch zu gewinnen, waren sehr unglücklich über meine Hartnäckigkeit und über meine geringe Neigung, den Enkel zu umarmen. Ich habe von den Gräbern meiner Lieben Abschied genommen und zum letzten Male Kränze auf den Leichenstein meiner unvergeßlichen Adelheid gelegt.

Ich reise direkt nach Amsterdam, um dort beim Ministerium der Kolonien meinen definitiven Abschied und die Pensionsanweisung in Empfang zu nehmen. Sodann will ich mich mit Piet Piepenstock, welcher es zu einem renommirten Kunst- und Raritätenhändler gebracht hat, in Verbindung setzen. Er soll die Verwaltung meines Vermögens, die Einziehung meiner Pension, den Verkauf meiner Arbeiten, so wie

das Geschäft übernehmen, mir das nöthige Geld und die Materialien zu meinen Schnitz- und Mosaikarbeiten zuzuschicken. Der brave Mann hat sich in seinen Briefen wiederholentlich zu diesen Diensten erboten. Da er seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den Ohm Jan auf dessen Sohn Achill, den er haßt, nicht zu übertragen vermag, so hat er sie mir zugewendet. Er liebt mich vielleicht um so mehr, als er mich mit Recht als seinen Schüler in der Kunst betrachtet.

Von Amsterdam denke ich zu Schiffe nach Emden oder Bremen zu reisen. Ich vermeide so meine Vaterstadt Münster, wo mein Bild am Galgen hängt und wo vielleicht noch Menschen leben, welche in diesem vergilbten, faltenreichen Gesichte und in diesem hagern, vornübergebeugten Skelett doch den ehemals so blühenden, athletischen Max Alst, den lustigen Ober-Lieutenant des Reiterregiments, erkennen.

Ueber Herford und Paderborn denke ich sodann in das Sauerland einzudringen und, wenn es irgend angeht, auf der einsamen Burg Scharpenley bleibend Quartier zu nehmen, um dort so lange für meine Angehörigen thätig zu sein, bis das Signal „Retraite" erschallt und sechs Bretter und vier Brettchen ihm zur letzten Ruhestatt genügen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

I III 80—

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
9529/II $
001-009530-02-0